



Lagerfeuergeschichten für Gesetz & Versprechen

Gilwell-Ticket

22. Gilwell-Stamm, Santo Stefano al Mare

Verfasst von: Alimento, Squirrel, Twist

Betreut durch: Yabba

Einleitung

Die vorliegende Geschichtensammlung ist im Rahmen unseres Gilwell-Tickets von Oktober 2018 bis Januar 2019 während des 22. Gilwell-Stammes entstanden.

Die Geschichten- und Methodensammlung soll Leitenden bei den Vorbereitungen ihrer Aktivitäten zu Gesetz und Versprechen helfen und kostenlos im Internet zugänglich sein.

Die Geschichten orientieren sich am Pfadigesetz und sind nach Stufen Wolf, Pfadi, Pio und Rover geordnet. Einzelne Geschichten überschneiden aber auf jeden Fall Stufen und/oder Gesetzespunkte.

Die Anwendung der Geschichten im Pfadialltag ist offen. Wir gehen davon aus, dass Leitpersonen, die eine Geschichte suchen, bereits eine Vorstellung davon haben, wie sie ihre Aktivität gestalten möchten.

Trotzdem: Für alle, die Hilfe bei der Gestaltung ihrer G&V Aktivität benötigen, findet sich am Ende dieses Dokuments zusätzlich eine Methodensammlung.

Geschichten zum Versprechen haben wir keine zusammengetragen, weil das Versprechen Raum für eigene Formulierungen lässt und somit sehr persönlich gestaltet werden kann.

Insbesondere bezieht sich diese Abgrenzung auf die religiöse Ebene, hier gibt es eine Reihe von Literatur und Hilfsmittel des VKP.

Wir wünschen viel Spass und Erfolg!

Mis Bescht, Allzeit bereit, zäme wyter, Bewusst handeln

Alimento, Squirrel und Twist

Inhaltsverzeichnis

Einleitung		2
Wolfsstufe		7
Zueinander schauen, einander helfen und voneinander lernen		8
D'Thama und s'komische Tier	<i>von Onda</i>	8
Zur Natur und Umwelt Sorge tragen		10
Mogli und Thama	<i>von Lazana</i>	10
Montis Abenteuer	<i>von Shy</i>	12
Mit Augen, Ohren, Nase, Mund und Händen Neues entdecken		14
Entdeckungsreise	<i>von Arisca</i>	14
Marvin Maulwurfs Abenteuer	<i>von Smart</i>	16
Pfadistufe		19
Offen und ehrlich sein		21
Der Junge, der „Wolf“ rief	<i>Fabel von Aesop</i>	21
Das Kochlöffelranking	<i>von Twist</i>	22
Andere verstehen und achten		24
Der Austauschstudent	<i>von Twist</i>	24
Unsere Hilfe anbieten		26
Glatteis	<i>von Caroline Schmiege</i>	26
Süßes Nichtstun	<i>von Twist</i>	28
Miteinander Teilen		30
Das Brot des Glücks	<i>von Blitz</i>	30
Schatzsuche	<i>von Arisca</i>	32
Uns entscheiden und Verantwortung tragen		34
Die Nebelwanderung	<i>von Stilz</i>	34
Der verwirrte Vogel	<i>von Twist</i>	36
Freude suchen und weitergeben		39
Die Truhe	<i>von Twist</i>	39
Sorge tragen zur Natur und allem Leben		42
Die Erwachsenen der Zukunft	<i>von Alimento</i>	42
Zweibeiner und Vögel	<i>von Twist</i>	43
Zitat	<i>von Alanis Obomsawin</i>	44
Arbeitsweg	<i>von Squirrel</i>	45
Schwierigkeiten mit Zuversicht begegnen		46
Spaghetti	<i>von Twist</i>	46
Die Fabel von den Fröschen	<i>Autor unbekannt</i>	48
Piostufe		49
Offen und ehrlich sein		51
Fussstapfen	<i>von Twist</i>	51
Entscheidungen sind nicht immer einfach	<i>von Alimento</i>	53
Andere verstehen und achten		55

Mein Handy	<i>von Squirrel</i>	55
Die Wende	<i>geändert von Alimento</i>	57
Unsere Hilfe anbieten		58
Jeden Tag eine gute Tat	<i>von Squirrel</i>	58
Sams Geburtstag	<i>von Twist</i>	60
Miteinander Teilen		62
Ausmisten	<i>von Twist</i>	62
Blackout	<i>von Alimento</i>	64
Uns entscheiden und Verantwortung tragen		65
Shoppen unter Freundinnen	<i>geändert von Alimento</i>	65
Der Jahrgangssprecher	<i>von Twist</i>	67
Freude suchen und weitergeben		70
Über die Brücke	<i>von Twist</i>	70
Zivildienst	<i>von Alimento</i>	72
Sorge tragen zur Natur und allem Leben		74
Lagerfeuergeschichte	<i>von Chaja</i>	74
Party mit Folgen	<i>von Alimento</i>	76
Zitat	<i>von Alanis Obomsawin</i>	77
Schwierigkeiten mit Zuversicht begegnen		78
Zusammen geht's besser	<i>von Twist</i>	78
Projekt Phönix	<i>von Squirrel</i>	80
Roverstrufe		82
Offen und ehrlich sein		84
Wie ich ein Lügner wurde	<i>nach Arkadi Timofejewitsch Awertschenko</i>	84
Schnappschuss	<i>von Twist</i>	87
Andere verstehen und achten		89
Der Grossvater und sein Enkel	<i>von Lew Tolstoi</i>	89
Super Mario	<i>von Twist</i>	90
dene was guet geit	<i>von Mani Matter</i>	92
Unsere Hilfe anbieten		93
Der Sozialeinsatz	<i>von Kirk</i>	93
Ein Unglück	<i>von Alimento</i>	95
Miteinander Teilen		97
Gute Freunde	<i>von Twist</i>	97
Die Blinden und der Elefant	<i>Autor unbekannt</i>	100
Uns entscheiden und Verantwortung tragen		101
Schwere Entscheidung	<i>von Caroline Schmiede</i>	101
Ungeeignet	<i>von Twist</i>	103
Freude suchen und weitergeben		105
Künste teilen	<i>von Alimento</i>	105
Abenteuer im Abteil	<i>nach Arkadi Timofejewitsch Awertschenko</i>	107
Sorge tragen zur Natur und allem Leben		110
Mein Fussabdruck auf der Erde	<i>von Twist</i>	110
Zitat	<i>von Alanis Obomsawin</i>	112

Schwierigkeiten mit Zuversicht begegnen		113
Der kleine Henry	<i>geändert von Alimento</i>	113
Meine Mutter	<i>von Squirrel</i>	114

Methodensammlung	116
Nachtwanderung mit Ende bei Sonnenaufgang	
116	
Abgabe Versprechensabzeichen in feierlichem Kontext	116
Denkanstoss am Lagerfeuer mit gleichzeitiger Tätigkeit der Hände	117
Rollenspiele Gesetze	117
Gotti/Götti	117
Pfadigesetzbingo	118
Kerzenweg	118
Singsonggeschichte	118
Tagesabschluss	119
Stille Diskussion	119
Weitere Literatur	120
Weitere Geschichten	120
Weitere Methodenvorschläge	120
Ich will auch eine Geschichte beitragen!	121
Schlusswort	121
Quellen / Verweise / Copyright	122
Impressum	123



Wolfsstufe

Wir wollen ...

Zueinander schauen, einander helfen und voneinander lernen



- D'Thama und s'komische Tier

Zur Natur und Umwelt Sorge tragen



- Mogli und Thama
- Montis Abenteuer

Mit Augen, Ohren, Nase, Mund und Händen Neues entdecken



- Entdeckungsreise
- Marvin Maulwurfs Abenteuer

Zueinander schauen, einander helfen und voneinander lernen



D'Thama und s'komische Tier

von Onda

D'Thama isch am Fluss gsässe vor ihrem Dorf und hät sich glangwiilet. Um d'Mittagsziit ume händ sich amigs alli im Dorf usgruebt. Keis vo de andere Chind hät wölle mit de Thama spile und sogar de Mogli isch lieber ufeme Ascht gläge und hät gfuulänzt. Si hät amene alte Fisch zuegluegt, wo ganz langsam a ihre verbiigschwumme isch. „Was füren langwiilige Tag hüt doch isch!“, hät si dänkt. „De Fisch isch so langsam, do hani nöd mol Lust, de zfange. Das wär viil z'eifach.“ Do hät's im Busch näbed ihre plötzlich graschlet. Z'erst nur ganz liislig, aber denn immer meh. Und es komischs Grüschi isch usem Busch cho. Es hät fascht so tönt wie s'Schnarchle vom Grossbapi. Oder wie s'Gurgle vom Mami bim Zähputze. Oder wie beides gliichziitig. Sones Grüschi hät d'Thama no nie ghört! Angst hät si natürlich trotzdem kei gha. Schliessli hät si alli Tier vom Dschungel kännt und si hät gwüsst, dass die gföhrliche Raubtier kei Grüschi mached bim Aaschliche. „Wenn's es Grüschi macht, denn chas also nöd so gföhrlich sii“, hät d'Thama denkt. „Aber ich wüsst scho gern, wasses isch!“

Do hät d'Thama en Schritt ufs Gebüschi zuegmacht und grüeft:
„He du, komisches Tier, chum mol use!“

S'Grüschi hät sofort ufghört. Es ganzes Wiili isches still gsi, aber denn hät en Chopf usm Gebüschi gluegt. Und was füren komische Chopf. En brune Chopf mit Fell, aber en Schnabel wiene Ente. Und zwei chlini gäli Äugli händ fräch drususe blinzlet.

„Was isch? Worum störsch mi bim Würm usgrabe? Und was bisch denn du überhaupt füres komisches Tier?“

D'Thama hät müesse lache. „Ich bin doch keis Tier! Ich binen Mensch! Und du? Ich glaub eher, du bisch es komisches Tier!“

„Ich? Sicher nöd! Ich bin dänk es Schnabeltier. Und en Mensch bisch du? Die Mänsche, wonich kenn, sind viil grösser, händ en Bart und blai Chleider a. Bisch sicher, dass du en Mensch bisch? Und überhaupt, Mänsche hani gar nöd gern. Die händ mich ine Box gsteckt. Aber ich loh mich im Fall vo dier nüme ine Box stecke!“

„Jo sicher bin ich sicher!“, hät d'Thama gseit und glachet. „Ich bin es Mänschchind, mier händ kein Bart. Und ine Box stecki di au nöd, do muesch kei Angst ha. Chum doch mol us dim Busch use. Ich wött dich mol ganz aluege!“

S'Schnabeltier hät d'Thama mistrauisch agluegt und de Chopf schief ghebt. „Und wer seit mier, dass du mich nöd ifangsch?“

„Ich säg das!“, hät d'Thama gseit. „Jetzt chum scho use! Ich zeig dir au, wod bsunders dicki Würmer findsch.“



„Also guet“, hät s’ Schnabeltier gseit und isch usm Busch usegchroche. D’Thama isch usm Stuune nüme usecho. Sones komisches Tier! Füess und en Schnabel wiene Ente, es Fell wienen Haas und en Schwanz wienen Biber. So öppis hät si wüerkli no nie gseh! Aber bevor d’Thama s’ Schnabeltier gnauer hät chöne studiere, seit das:

„Und wo sind jetzt die Würm? Ich han scho sit Tage nüt me gässe. Häscht vorane mi Buch nöd ghört chnure?“

D’Thama hät glacht und am Schnabeltier, wo übrigens Phil gheisse hät, e Stell zeigt, wo sich d’Würm nur so tummlet händ. Und nochdem sich de Phil de Mage vollgslage hät, isch er au chli fründlicher worde. Er hät verzelt, wie er in Australien, sinere Heimat, vones paar Männer gfange gnoh worde isch und inere Box wiit eweg transportiert worde isch. Und wiener bide erste Glägeheit abghaue isch und sich zerst dur d’Stadt und denn im Dschungel duregslage hät. Aber will das alles so anders isch als bi ihm dihei, hät er sich hoffnigslos verlaufe. Und isch schliessli a dem Fluss glandet.

„Oje!“, hät d’Thama gseit. „Kei Angst, do bi üs bisch sicher. Mier sind wiit wäg vode Stadt, do ane chömed die Männer sicher nöd. Wennd wötsch, chasch bi üs im Dorf bliibe...döt bisch sicher. Aber langwiilig i ...“ hät d’Thama no wölle säge, aber si isch gar nüm de dezue cho. De Phil isch nämli miteme grosse „Platsch“ is Wasser gumpet. Denn isch er wie de Blitz abtaucht. Er isch so lang nüme ufecho, dass sich d’Thama scho Sorge gmacht hät. Aber plötzli isch er amene ganz andere Ort wieder usm Wasser gschosse und ufeme Stei glandet.

„Wow!“, hät d’Thama grüeft: „Wie häscht jetzt das gmacht?“

„Das isch doch bubiliecht. Und no lang nöd alles! Chum ine! Du häscht mier zeigt, wos Würm git – ich zeig dir defür mini Kunststückli!“

D’Thama hät glachtet und isch is Wasser gumpet. Und die beide händ so viil Spass gha mitenand, dass bald die andere Chind vom Dorf sind go luege, wieso’s am Fluss sone Giggelete git. Und i däm Summer hät keis Chind meh usgruebt am Mittag – alli händ mit em Phil wölle plantsche. Und d’Thama isch übergücklich gsi.

Zur Natur und Umwelt Sorge tragen



von Lazana

Mogli und Thama

Eines frühen Morgens waren Mogli und Thama unterwegs zu Balu. Ausser den beiden waren noch nicht viele unterwegs im grossen Dschungel. Die Sonne schickte ihre ersten Strahlen zwischen den hohen Bäumen hindurch und die ersten Vögel erwachten langsam aus ihrem Schlaf. Die Idylle wurde plötzlich von einem lauten Geräusch und dann von einem Schrei durchbrochen. Überall schreckten die Tiere aus ihrem Schlaf und Vögel flogen aufgescheucht von den Bäumen.

Mogli und Thama überlegten nicht lange. Sie wollten wissen, woher der Lärm kam. Sie rannten in die Richtung, aus der er vermutlich kam. Plötzlich sahen sie einen Baum, der in voller Länge vor ihnen auf dem Boden lag. Wahrscheinlich musste der Baum beim Umfallen den Lärm verursacht haben. Sie gingen um ihn herum und fanden dann auch die Quelle des Schreis. Ein kleiner Gorilla hatte sich die Hand unter dem Baum eingeklemmt und weinte fürchterlich. Mogli begann sofort, ihn zu beruhigen und zu trösten, während Thama probierte, den schweren Baum auch nur einen Millimeter zu verschieben. Leider ging es gar nicht, auch nicht, als Mogli ihr versuchte zu helfen. Mogli versprach dem kleinen Gorilla, Hilfe zu holen und so rasch wie möglich zurückzukehren.

Mogli rannte so schnell er konnte zu Balu und die beiden kehrten schnellen Schrittes zurück zu den anderen. Mit vereinten Kräften konnten sie den Baum so weit bewegen, dass es dem kleinen Gorilla gelang, seine Hand zu befreien. Sie banden ihm die Hand in eine Schlinge und so konnte er sich langsam wieder fortbewegen. Auf die Frage, was denn passiert sei, antwortet er: „Ich war friedlich am Schlafen, als ein Elefant begann, sich gegen den Baum zu lehnen und meinen Schlafplatz als Rückenkratzer zu benutzen. Scheinbar juckte es ihn ziemlich heftig, denn er hörte einfach nicht auf und der Baum wackelte bereits sehr besorgniserregend. Erst als es bedrohlich knackte, liess er nach und rannte davon. Aber da war es schon zu spät. So bin ich mit dem Baum gefallen und wurde mit allen Blumen, Gräsern und kleinen Bäumen von den Massen des grossen Baumes erdrückt. Vielen Dank für eure Hilfe!“

Mogli und Thama waren sich einig. Sie wollten den Elefanten aufsuchen und ihm klarmachen, was er da veranstaltet hatte.

Nach kurzer Suche fanden sie einen einzelnen Elefanten, der versuchte, sich hinter einem für ihn viel zu dünnen Baum zu verstecken. Sie kreisten ihn zu viert ein, sodass er, gegen den Stamm gedrückt, keine Chance hatte zu entkommen. „He du, Elefant. Warum hast du das gemacht?“, rief Thama mit lauter Stimme. „Du hast sehr viel Leid angerichtet mit deiner Aktion“, fügte Mogli mit wütender Stimme bei. „Ich bin Dodor. Und ich weiss, ... ich hab es ja gesehen ... Aber das war nicht meine Absicht!“, antwortete der Elefant kleinlaut. Mogli und Thama sahen Dodor sein schlechtes Gewissen ins Gesicht geschrieben und hatten doch etwas Mitleid. Als Thama wieder zu sprechen begann, hatte sie ihren wütenden Unterton bereits etwas verloren und klang eher einfühlsam: „Wir können verstehen, dass du dich kratzen musstest und es ist ja auch normal, dass man manchmal eine wirklich juckende Stelle hat, aber du hast den halben Wald umgemäht.“



Mogli musste aufgrund der masslosen Übertreibung lachen und fügte an: „Was Thama sagen will, ist, dass du dir nicht einfach rücksichtslos irgendeinen Baum aussuchen kannst. Schau das nächste Mal, dass der Baum auch deinem Gewicht standhält oder nimm einen Felsen. Du hast durch deine Aktion viele kleine Pflanzen und Bäume zerdrückt und einen kleinen Gorilla, der zufällig auf dem Baum sass, verletzt. Du lebst hier nicht allein im Wald und musst auf die anderen Tiere und Pflanzen Rücksicht nehmen. Vor allem auf alle, die kleiner sind als du. Denn die Welt gehört nicht dir allein, sie gehört uns allen und sie wird nur bestehen, wenn wir alle sorgfältig mit ihr umgehen.“

Dodor leuchtete dies ein und er entschuldigte sich viele Male. Auch beim kleinen Gorilla entschuldigte er sich höchstpersönlich. Er wusste nun, dass er nicht einfach so durch den Dschungel trampeln und die Natur behandeln konnte, wie er wollte.

Der kleine Gorilla und Dodor sind schlussendlich Freunde geworden sind. Wenn man nämlich als Elefant einen Affen als Freund hat, braucht man sich bestimmt nicht mehr selbst zu kratzen. Und wenn man als Affe einen Elefanten zum Freund hat, ist immer ein eigener Kletterturm dabei.

Jedenfalls ist seit diesem Tag kein Baum mehr einer spontanen Kratzaktion zum Opfer gefallen.



Montis Abenteuer

von Shy

Wir wissen, es leben Menschen, Tiere und Bakterien auf dieser Erde. Aber weiss jemand, dass auch Zwerge in unserer Gemeinschaft leben? Sie wohnen in riesigen Höhlen unter der Erde. So auch Montis Familie.

Es war ein wunderschöner Sommerabend. Im Wald flogen Vögel und Insekten wild umher, Rehe suchten ihr Abendessen und Monti genoss die letzten Sonnenstrahlen am Bach vor seiner Höhle. Gerade als er einen grossen Stein ins Wasser werfen wollte, räusperte sich hinter ihm eine tiefe Männerstimme. „Monti! Wie oft sollen wir dir noch sagen, wie gefährlich es ist am Ufer von Bächen zu sitzen?! Was machst du, wenn der Biberdamm oben am Bach bricht und dich ein Schwall Wasser mitreisst?“, fragte sein Vater mit einem Anflug von Enttäuschung. „Es tut mir leid Vati. Ich wollte doch bloss die letzten Sonnenstrahlen geniessen.“ Monti liess den Kopf hängen. „Schon gut, es ist ja nichts passiert. Komm jetzt rein. Deine Mutter hat ein feines Abendessen gekocht.“ Ohne Widerrede und wie von einer Schnur gezogen folgte Monti seinem Vater in die Höhle. Dort roch es süss und fruchtig. Gerade als sie sich setzten wollte, stellte die Mutter einen leckeren Waldbeeren-Auflauf auf den Tisch. Montis jüngere Geschwister konnten es nicht erwarten ihre kleinen Finger in das Essen zu graben und hüpfen aufgereggt auf ihren Stühlen umher. Der Auflauf war ratzeputz weg und alle waren satt. Vor dem zu Bett gehen, putzte Monti sich eigentlich immer die Zähne, doch heute legte er sich ins Bett und schlief direkt ein. Er träumte von Füchsen, die im Bach nach Fischen jagten.

Am nächsten Tag nahm sich Monti vor, dem Bach zum Damm hinauf zu folgen, um sich dort ein schönes Plätzchen zum Sonnen zu suchen. Er ging in die Küche, legte zwei Scheiben Brot, Wurst, Käse und einen Apfel in die Tasche und verliess die Höhle. Ein wenig unterhalb des Damms gab es eine flache Stelle, die direkt in der Sonne lag. Perfekt für ein kurzes Nickerchen. Als er die Augen schloss, hörte er ein lautes Knacksen. Einer der untersten Äste vom Biberdamm brach entzwei. Kaum war der Ast gebrochen, liess der ganze Damm nach. Eine riesige Menge Wasser strömte Monti entgegen. Ein Ast traf ihn am Knöchel und riss ihn an den Beinen mit. „Aaaaaaahh, Hilfe! Hilfe!“, schrie er. Doch so weit von Zuhause weg hörte ihn keiner. Monti versuchte sich an jedem Ast, der ins Wasser reichte, festzuhalten. Doch keiner war stark genug. Irgendwann wurde die Strömung schwächer, sodass er ganz beruhigt ans Ufer schwimmen konnte. Völlig durchnässt und erschöpft klettert Monti durch das Gestrüpp nach oben direkt auf einen Wanderweg der Menschen. Als er sich umdrehte, um sich ein Bild seiner neuen Umgebung zu machen, stand da ein erwachsener Zwerg, der ihn erstaunt ansah. „Hallo, Ich bin Ling. Kommst wohl gerade aus dem Wasser, hm?“, stellte dieser fest. Eingeschüchtert von der Situation brachte Monti kein Wort heraus. „Und schweigen kannst du wohl auch ganz gut. Du brauchst dich nicht zu fürchten. Ich habe dich schon von Weitem im Wasser treiben sehen und mir gedacht, der Biberdamm muss wohl gebrochen sein. Wie weit bist du denn getrieben?“, fragte Ling Monti erneut. Dieses Mal antwortete Monti ihm noch leicht atemlos. „Ich, ich bin ... keine Ahnung, wie weit getrieben. Muss schnell nach Hause.“ – Ich begleite dich, wenn es dir nichts ausmacht. Ich sammle nämlich Abfälle von Menschen zusammen und werfe sie dann in einen Mülleimer auf dem Weg. Du könntest mir helfen, dann wäre der Weg im Nu wieder frei von gefährlichem Plastik. Man sollte stets Sorge zur Umwelt tragen, ansonsten rächt sie sich an uns.“ Ling reichte Monti eine Flasche mit Trinkwasser und erklärte ihm, weshalb er die Abfälle aufräumte.



Ganz gespannt wie es wohl sein wird auf dem Nachhauseweg aufzuräumen, trottete Monti neben Ling her. Zuhause herrschte in seinem Zimmer nämlich ein riesiges Chaos.

Nach einigen Gehminuten bachaufwärts, trafen sie das erste Mal auf ein Stück Verpackungsmaterial. Ling hob es hoch und betrachtete die Aufschrift. „Alle Abfälle enthalten ein Geheimnis. In dieser Verpackung befand sich zum Beispiel einmal Käse. Jemand muss wohl unterwegs Lust auf Käse bekommen haben, aber keine Mülltonne in der Nähe gesehen haben.“ Monti war erstaunt darüber was Ling alles aus einem Stück Plastik herauslesen konnte. Ling packte die Verpackung in seinen Korb und zusammen gingen sie weiter. Als nächstes war Monti an der Reihe. Hinter einem grossen Baum lag ein roter Garnknäuel im Gebüsch, der ihm direkt ins Auge stach. „Und was meinst du dazu?“, fragte er Ling. „Ich finde du solltest es selbst einmal ausprobieren. Was könnte geschehen sein, dass der Garnknäuel hier gelandet ist?“, fragte Ling mit einem Lächeln. „Es könnte eine Gruppe Waldkinder hier gewesen sein, welche sich gegenseitig bei einem Spiel die Garnrolle stehlen musste.“ Monti war ganz erfreut über seine Idee und legte den Garnknäuel ebenfalls in den Korb. „Sehr gut. So macht Aufräumen eben doch Spass“, meinte Ling. Die Zeit verging, der Abfall häufte sich im Korb und Monti wurde langsam müde. Zur Unterhaltung sang Ling verschiedene Lieder. „Sieh mal. Dort steht eine Mülltonne neben der Bank. Lass uns den Korb leeren“, sagte Ling und zeigte auf einen rot gestrichenen Mülleimer vor ihnen. „Aber wie kommen wir denn da hoch? Wir sind doch viel zu klein“, erwiderte Monti. „Lass es mich dir zeigen.“ Ling kletterte an der Bank nach oben. „Jetzt kannst du mir das Seil am Korb nach oben werfen. Dann kann ich den Korb hochziehen und den Abfall in den Eimer werfen.“ Monti tat, was ihm aufgetragen worden war. Ling schnappte sich das Seil, kletterte auf Rückenlehne des Banks und sprang von dort aus zum Eimer hinüber. Er drehte den Korb auf den Kopf und der ganze Abfall fiel hinein. Er kletterte hinunter und sie gingen weiter. Sie sammelten noch jede Menge Abfall ein und dachten sich Geschichten dazu aus. Plötzlich fiel Monti die ihm sehr bekannte Umgebung auf. Er wusste genau, dass er nach den nächsten zwei Buchen rechts einem Zwergenweg folgen musste, um nach Hause zu kommen. „Schau, da vorne wohne ich. Ich möchte dich gerne meinen Eltern vorstellen. Dann können wir von unseren Geschichten erzählen und eine Limonade trinken, wenn du möchtest“, sagte Monti. „Natürlich, sehr gerne.“ Zusammen folgten sie dem Weg rechts entlang zu einem alten Baum. Montis Zuhause.

Zuhause angekommen, trat Monti in die Höhle. Die Angst stand seiner Mutter ins Gesicht geschrieben. Sie sass am Tisch und weinte unaufhörlich. Als sie Monti und Ling in der Tür erblickte, stiess sie einen leisen Schrei aus und schloss Monti fest in die Arme. „Wo warst du? Wir haben gehört, wie das Wasser herunter strömte. Dein Vater war ausser sich vor Wut und Sorge.“ Mit einer leckeren Limonade in der Hand erzählte Monti von seinem kleinen Abenteuer. Ling ergänzte und erzählte ebenfalls von seinem Alltag im Wald und vor allem vom Aufräumen.

Das Abenteuer mit Ling hatte Monti gezeigt, wie toll es sein kann, den herumliegenden Abfall aufzusammeln und in Mülleimer zu werfen.

Mit Augen, Ohren, Nase, Mund und Händen Neues entdecken



Entdeckungsreise

von Arisca

„Puh, was ich dafür geben würde, jetzt ein Abenteuer zu erleben!“ Gwunder, ein Wölflin der heimischen Pfadi, drehte sich gelangweilt in seinem Bürostuhl. Er war gerade mit seinen Hausaufgaben fertig geworden, doch was sollte er nun mit dem Rest dieses wundervollen Mittwochnachmittags anstellen? Die Sonne schien und tauchte die Gegend in ein goldenes Licht. Als er seine Mutter nach Abenteuerideen fragte, antwortete sie ihm mit einem zufriedenen Lächeln: „Wo erlebst du denn am Samstagnachmittag mit der Pfadi Abenteuer?“ Kurz kratzte er sich nachdenklich am Kinn, bevor seine blauen Augen aufleuchteten und er bereits in sein Zimmer zurück sprintete, um den Pullover zu holen und sich auf den Weg in den Wald zu machen. „Gern geschehen“, meinte seine Mutter amüsiert, als er aus der Haustüre rauschte.

Der Wald erstrahlte in satten Grüntönen und der Anblick der hohen Baumwipfel erfüllte Gwunder mit ungemeiner Vorfremde auf sein bevorstehendes Abenteuer. An der ersten Weggabelung entdeckte er plötzlich etwas Graues im Gebüsch. War es das, wofür er es hielt? „Hey, du!“ Sein Ruf veranlasste den Wolf, der doch tatsächlich im Unterholz sein Unwesen getrieben hatte, herauszuspringen.

Natürlich erschrak Gwunder im ersten Moment, doch der Wolf sagte: „Hab keine Angst! Ich bin ein lieber Wolf und auch noch ziemlich jung, genauso wie du.“

Gwunders wild pochendes Herz beruhigte sich langsam und er grinste verlegen. „Ach wirklich? Ich wusste gar nicht, dass Wölfe sprechen können.“ Die beiden freunden sich rasch an und schon bald überlegten sie sich gemeinsam, was für ein Abenteuer sie erleben könnten.

„Wie wäre es, wenn ich dir zeige, wie du die Welt mit deinen beiden Augen, deiner Nase, deinen Ohren, deinem Mund und deinen Händen entdecken kannst? Ich bin es gewohnt, alles ganz stark mit meinen Sinnen wahrzunehmen, und es ist wunderbar!“

Gwunder war von der Idee des kleinen Wolfs begeistert und die beiden machten sich auf den Weg, immer tiefer in den Wald hinein.

Bei der nächsten Lichtung hielt der Wolf an und wandte sich zu Gwunder: „Du siehst immer alles mit deinen Augen, aber versuch einmal, nicht nur das grosse Ganze zu sehen, sondern wirklich jedes kleine Detail genau zu betrachten. Die verschiedenen Blätter der Birken, Buchen, Eichen und Weiden, die Kleeblätter und die Pilze, das kleine Bächlein, das da hinten vor sich her fliesst.“ Gwunder tat wie geheißen und kriegte den Mund vor Staunen nicht mehr zu. „Da sind so viele tolle Kleinigkeiten, die einem sonst gar nicht auffallen! Der Wald ist so spannend.“

Der nächste Sinn, den der Wolf dem Jungen zeigen wollte, war das Riechen. „Schliess die Augen und konzentriere dich nur darauf, wonach es hier riecht.“

Als Gwunder dies tat, fiel ihm auf, dass der Wald unglaublich vielseitig roch. Er erkannte Tannennadeln, Blumenduft, Erde und sogar den unbeschreiblichen, aber bekannte Geruch von Sommerabend. Seine Bewunderung war gross und er bedankte sich beim Wolf für die Idee den Wald mit der Nase zu erkunden.



Der dritte Sinn war das Hören mit den Ohren. Gwunder konnte seine Augen dafür geschlossen halten, er richtete seine Konzentration nun auf das Gehör. Auf den ersten Blick - nein, auf den ersten Ton erschien der Wald einem still und ruhig. Doch achtete man nur darauf, was man hörte, sang er geradezu. Da war das sanfte Plätschern des Bächleins, das Zwitschern der Vögel zwischen den hohen Ästen, der Wind, der mit den Blättern und Zweigen der Bäume spielte ... Gwunder öffnete langsam wieder die Augen und flüsterte zum kleinen Wolf: „Wow, ich wusste gar nicht, wie wunderbar laut der Wald sein kann.“ - „Man muss nur wissen, wie zuhören“, antwortete der Wolf mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen.

Der nächste Sinn war das Schmecken mit dem Mund, also brachte der kleine Wolf Gwunder noch tiefer in den Wald hinein in eine Lichtung, in deren Nähe Pilze und die verschiedensten Beeren wuchsen.

Er pflückte und wusch ihm diejenigen, die nicht giftig oder faul waren, und Gwunder jauchzte vor Freude, nachdem er ein paar gekostet hatte. „So süsse Beeren und so zarte Pilze! Danke, Wolf. Der Wald ist wie ein offener Markt, wenn man weiss, was essbar ist und was nicht. Und – natürlich, wenn man alles wäscht.“ Der Wolf nickte und er bemerkte, dass ihre Reise schon bald vorüber wäre. Es war schade, aber er war so froh, dem Jungen schon so viel gezeigt zu haben.

Für den letzten Sinn, das Tasten mit den Händen, gingen sie in die Nähe des Waldrandes zurück. Dort bat der Wolf Gwunder ein letztes Mal, seine Augen zu schliessen, bevor er ihm einen Gegenstand nach dem anderen in beide Hände legte.

Ein Gegenstand war ein schwerer rauer Ast, ein anderer ein Kleeblatt, das so sanft und leicht war, dass er es beinahe nicht bemerkte. Sogar aus dem Bach gefischte Steine und ein Wurm, der unruhig in seiner Handfläche zappelte, bis er ihn wieder auf die Erde legte, waren dabei.

Als sie fertig waren, dankte Gwunder dem Wolf mit einem strahlenden Lächeln. „Du hast mir beigebracht, dass ich den Wald mit noch viel mehr als mit meinen Augen entdecken kann!“ – „Gern geschehen. Aber das ist nicht nur im Wald so, mein Freund. Das ist in der ganzen Welt so. Mit Bergen, Seen, Tälern, Hügeln, Stränden, sogar mit deinem Zuhause. Und diese Neugierde, mit der du heute alles für dich entdeckt hast, solltest du immer beibehalten. Bitte!“ Gwunder nickte fröhlich und ging nach Hause.



Marvin Maulwurfs Abenteuer

von Smart

An einem schönen Morgen schreckte der Maulwurf Marvin plötzlich aus einem unruhigen Traum auf. Er wusste nicht mehr genau, was er geträumt hatte, aber das unguete Gefühl aus dem Traum steckte ihm immer noch in den Knochen. Um sich zu beruhigen, wollte er seiner Freundin Sybill, einer Spitzmaus, gleich davon erzählen. Marvin hatte viele Freunde, zum Beispiel Eduard, die schlaue Eule, oder Hanna, die Häsin, aber Sybill war seine beste Freundin. Schliesslich war sie die einzige, die klein genug war, um ihn in seinen schmalen Gängen besuchen zu können. Doch wo er auch suchte und wie laut er auch nach ihr rief, Sybill war nirgends zu finden. Jetzt glaubte Marvin zu wissen, warum er so schlecht geträumt hatte: Seine beste Freundin war verschwunden. Er war verzweifelt, wo sollte er suchen? Er war es sich gewohnt in seinen wohligen Gängen mit seinen grossen, schaufelförmigen Händen herumzugraben. Mit ihnen fühlte er jedes Steinchen und jedes Sandkorn im Boden. An der Oberfläche hingegen, wo der riesige, hohe Himmel keinen Schutz bot, kannte er sich nicht aus. Ausserdem musste er in seiner kleinen Höhle nicht besonders gut sehen oder hören und das half bei der Suche nach Sybille an der Oberfläche leider gar nicht. Da Marvin weder ein noch aus wusste, beschloss er einen seiner Freunde um Hilfe zu bitten. Also machte er sich auf den Weg zu Eduard.

Eduard sass hoch oben in einer dicht gewachsenen Tanne, wo man ihn von unten nicht gut sehen konnte. Eduard hingegen sah mit seinen grossen Eulenaugen dafür umso besser. So hatte er Marvin schon längst entdeckt, als dieser unten am Baum ankam. Marvin rief verzweifelt nach der Eule, die völlig lautlos zu ihm hinunterglitt. Marvin erzählte Eduard sofort von Sybills Verschwinden und davon, dass er sie nicht finden konnte.

Eduard beruhigte ihn und meinte: „Ich habe Sybill heute Morgen vom Waldrand Richtung Wiese krabbeln sehen, aber wo sie später hin ist, kann ich dir leider nicht sagen.“

„Aber du hast doch so gute Augen“, rief Marvin verzweifelt. „Du musst doch wissen, wo sie ist!“

„Gute Augen allein sind nicht alles, lieber Marvin“, sagte Eduard. „Man kann die Welt auch noch mit anderen Sinnen erkunden.“

„Und welche sollen das sein?“, fragte Marvin.

„Das kann ich dir nicht sagen, das wissen andere besser als ich. Ich schlage vor, du folgst einfach Sybills Spur bis zur Wiese. Dort gibt es bestimmt andere Tiere, die dir helfen können. Ich wünsche dir aber trotzdem alles Gute bei der Suche.“

Mit diesen Worten verabschiedete sich Eduard und flog wieder auf einen hohen Ast, wo ihn Marvin nicht mehr sehen konnte. Also krabbelte er aus dem Wald hinaus ins weite Feld.

In der Wiese angekommen, war das Suchen noch viel schwieriger als im Wald. Das hohe Gras wuchs so dicht beieinander, dass auch jemand mit besseren Augen als Marvin nichts hätte entdecken können. Plötzlich hörte er vor sich ein Rascheln. Was konnte das sein? Vielleicht ein Fuchs, der ihn fressen wollte? Marvin war ganz unwohl zumute. Möglichst leise tapste er vorwärts, um ja nicht entdeckt zu werden. Da plötzlich hüpfte etwas von oben genau auf ihn rauf. Verzweifelt versuchte er sich freizustrampeln, aber als er es endlich geschafft hatte, sich auf den Rücken zu drehen, blieb er vor Erstaunen ganz still liegen.

Von oben lachte Hanna, die Häsin, auf ihn herab: „Hallo Marvin! Na, du siehst aber erschrocken aus.“

„Ha..., ha..., hallo, Ha..., Hanna“, stotterte Marvin ganz überrascht. „Wie hast du mich gefunden? Ich bin doch extra ganz leise geschlichen.“



„Tja, ich bin eben eine Häsin. Mit meinen grossen Ohren höre ich alles und jeden“, sagte Hanna stolz.
„Echt? Das ist ja fantastisch! Ich suche nämlich nach Sybill und kann sie nicht finden. Hast du sie vielleicht gehört?“

„Ja heute Morgen. Sie hat ein Lied gepfiffen auf dem Weg Richtung Feld.“

„Oh, das ist super!“, rief Marvin erfreut und rappelte sich auf. „Danke Hanna. Dann werde ich dort gleich nach ihr suchen.“ Schon verschwand er wieder im Gras. Hanna blickte ihm erstaunt nach.

Doch auf dem Feld angekommen, verflog Marvins Hoffnung schnell wieder. Anscheinend war das Feld vor kurzer Zeit umgepflügt worden, sodass es unmöglich war, auch nur die geringste Spur zu finden. Das einzige was er entdecken konnte, war ein grosses Wildschwein, das in der frischen Erde nach schmackhaften Wurzeln suchte. Da er sonst keinen Rat wusste, beschloss Marvin, es um Hilfe zu bitten. Es stellte sich heraus, dass Willy, so hiess das Wildschwein nämlich, ein ganz gemütlicher Kerl war. Als Marvin ihn fragte, ob er eine kleine Spitzmaus gesehen oder gehört habe, meinte er nur: „Gesehen oder gehört habe ich gar nichts. Aber seit ich hier über das Feld streiche, rieche ich die ganze Zeit etwas Seltsames. Vielleicht ist das ja Sybills Spur?“

„Du kannst eine Spur *riechen*?“, fragte Marvin verblüfft. „Wie soll das denn gehen?“

„Na mit meiner grossen Nase, wie denn sonst?“, meinte Willy amüsiert. „Komm ich zeig's dir“, sagte er und begann gleich damit über dem Boden zu schnuppern.

Marvin machte es ihm nach, konnte aber keine Spur entdecken. So folgte er Willy, bis dieser vor einem kleinen Loch im Boden stehen blieb.

„Sieht so aus, als wäre sie da reingeschlüpft“, meinte er. „Da pass ich mit meiner Statur also wirklich nicht hinein, da musst du schon selber weitersuchen“.

„Kein Problem“, sagte Marvin, „Das ist für mich ein Kinderspiel.“ Freundlich dankte er Willy für seine Hilfe und verschwand im Eingang.

Im engen Tunnel fühlte sich Marvin endlich wieder wohl, doch etwas war anders. Er war sich sicher, dass dies kein Maulwurfsgang war. Während er noch überlegte, wer hier wohl lebte, kam etwas aus einem Seitengang geschossen und knallte genau in Marvins Seite. Das Etwas und er blieben beide verwirrt liegen.

„Was ist das denn?“, fragte Marvin erstaunt.

„Ich bin ein Hamster“, sagte der Hamster. „Aber was du wohl wirklich wissen willst ist, *wer* ich bin.“

„Und *wer* bist du?“, wollte Marvin nun wirklich wissen.

„Ich bin Hannes“, sagte Hannes. „Was suchst du denn bei mir zuhause?“

„Meine Freundin Sybille“, sagte Marvin. „Sie ist eine Spitzmaus.“

„Eine Spitzmaus?“, fragte Hannes. „Sind die nicht so ganz klein und haarig?“

„Ja, wieso fragst du?“, wollte Marvin wissen.

„Oh“, meinte Hannes und sah plötzlich sehr bedrückt aus.

„Was ist denn los?“, fragte Marvin, dem das alles nicht geheuer war.

„Ich glaube, ich habe sie aus Versehen verschluckt“, meinte Hannes, peinlich berührt.

„VERSCHLUCKT“?! Marvin war schockiert. „Oh nein! Das kann doch nicht sein. Seit wann essen Hamster denn Mäuse??“ – „Ich habe sie doch nicht gegessen!“, protestierte Hannes. „Du musst wissen, wir Hamster stopfen uns einfach alles in den Mund, was irgendwie essbar aussieht. Wenn nichts mehr reinpasst, bringen wir alles in unsere Vorratskammer für den Winter. Das nennt man dann „hamstern“.“



Deine Sybille ist so klein, dass ich sie wohl für eine grosse Nuss gehalten habe.“

„Du bist wohl auch ein bisschen eine Nuss“, meinte Marvin spöttisch aber auch wieder etwas beruhigt. Also führte Hannes ihn in seine Vorratskammer. Dort wimmelte es nur so von Baum- und Haselnüssen. „Sie muss irgendwo in dem Haufen sein“, meinte Hannes. „Aber, so dunkel wie es hier drinnen ist, wir werden sie nie finden.“

Doch dieses eine Mal wusste Marvin genau, was zu tun war. Mit seinen grossen Schaufelhänden wühlte er durch den Haufen, bis er plötzlich spürte, wie sich etwas tief im Haufen ganz leicht bewegte. Nach kurzer Zeit hatte er Sybille ausgegraben. Beide freuten sich sehr sich wiederzusehen und auch Hannes schien erleichtert. „Wieso bist du denn verschwunden?“, wollte Marvin von ihr wissen. „Ich habe im Feld nach Regenwürmern gesucht“, erzählte sie „Aber nachdem es umgepflügt worden war, habe ich den Rückweg nicht mehr gewusst und dann hat mich dieser Hamster verschluckt. Aber wie hast du mich denn bloss hier gefunden? Ich dachte immer du siehst so schlecht.“ „Weisst du“, sagte Marvin amüsiert, „manchmal braucht man mehr als nur die Augen, um die Welt zu entdecken.“



Pfadistufe

Wir Pfadi wollen ...

Offen und ehrlich sein



- Der Junge der Wolf rief
- Das Kochlöffelranking

Andere verstehen und achten



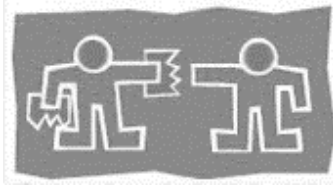
- Der Austauschstudent

Unsere Hilfe anbieten



- Glatteis
- Süßes Nichtstun

Miteinander Teilen



- Das Brot des Glücks
- Schatzsuche

Uns entscheiden und Verantwortung tragen



- Die Nebelwanderung
- Der verwirrte Vogel

Freude suchen und weitergeben



- Die Truhe
- Das hübsche Kätzchen

Sorge tragen zur Natur und allem Leben



- Die Erwachsenen der Zukunft
- Zweibeiner und Vögel
- Zitat
- Arbeitsweg

Schwierigkeiten mit Zuversicht begegnen



- Spaghetti
- Die Fabel von den Fröschen

Offen und ehrlich sein



Der Junge, der „Wolf“ rief

Fabel von Aesop

Es war einmal ein Hirtenjunge, der auf der Weide eine Schafherde hüten musste.

Eines Tages fühlte er sich gelangweilt und beschloss, den Dorfbewohnern einen Streich zu spielen. Er schrie: „Hilfe! Ein Wolf! Ein Wolf!“

Die Dorfbewohner hörten seine Schreie, sie liessen alle ihre Werkzeuge liegen und eilten aus dem Dorf, um dem Hirtenjungen zu helfen. Als sie ihn erreichten, fragten sie: „Wo ist der Wolf?“

Der Hirtenjunge lachte laut: „Ha, ha, ha! Ich habe euch alle getäuscht! Ich habe euch allen nur einen Streich gespielt.“

Ein paar Tage später, da spielte der Hirtenjunge diesen Streich noch einmal. Wieder rief er: „Hilfe! Hilfe! Wolf! Wolf!“

Wieder stürzten sich die Dorfbewohner auf den Hügel, um ihm zu helfen und wieder merkten sie, dass der Junge sie angeschiert hatte.

Sie waren sehr wütend auf ihn, weil er so frech war, und sie wegen nichts und wieder nichts ihre Arbeiten liegen lassen mussten.

Dann, eines Herbstabends, als sich der Hirtenjunge mit den Schafen auf den Heimweg machen wollte, kam tatsächlich ein Wolf ins Feld. Der Wolf ergriff ein Schaf, und dann noch eins und noch eins. Der Hirtenjunge rief voller Angst:

„Hilfe! Hilfe! Ein Wolf! Hilfe! So hilft mir doch jemand!!“

Die Dorfbewohner hörten seine Schreie, aber sie lachten, weil sie dachten, es sei ein weiterer Trick.

Und so trieb der Wolf die Schafe in die Berge, frass sie alle auf und den Hirtenjungen gleich mit.

Moral:

***Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
auch wenn er dann die Wahrheit spricht***



von Twist

Das Kochlöffelranking

Seit dem Tod von Noras Grossmutter musste Noras Grossvater selbst kochen. Das hatte er als Kind seiner Zeit nie gelernt, dafür hatte er ja seine eigene Mutter und später seine Frau, Noras Grossmutter. „Gerechte Arbeitsteilung“, nannten die Grosseltern das. Der Grossvater musste sich nämlich um die Wäsche kümmern.

Nach fünf Wochen Mikrowellenfrass hatte er genug. Er beschloss selbst zu kochen. „So schwer ist das bestimmt nicht“, brummte er Richtung Nora, die erwartungsvoll in der Küche sass. „Deine Grossmutter hatte ja immer so viel zu tun, die hatte gar nicht so viel Zeit für komplizierte Sachen“. Noras Mama und Noras Tante versuchten ihm erst, diese Idee auszureden. Aber am Ende gaben sie auf. Es musste wohl so sein.

Nora war daraufhin losgezogen und hatte Grossvater eine eigene Kochschürze organisiert und Noras Tante und Mama hatten Grossvater drei einfache Rezepte mit Schritt-für-Schritt-Anleitungen aufgeschrieben.

Der erste Versuch war wirklich grauenhaft, aber da hatte Grossvater zum Glück noch Mikrowellenlasagne im Gefrierfach. Blöd, wenn man nicht weiss, wie viel eine Prise Salz ist und stattdessen eine Handvoll nimmt. Das merkte Grossvater dann auch schon beim Probieren.

Dann wurde es besser. Das mit den Mengen nicht, es gab immer zu viel, aber Pasta mit Fertigsauce und immerhin selbst geriebenem Käse, das wurde schnell zu Grossvaters Spezialität und bald kochte der Grossvater nur noch Pasta. Die anderen beiden Rezepte ignorierte er, da war nach seinem Geschmack zu viel Gemüse drin. „Ich bin doch kein Kaninchen,“ sagte er zu Nora.

Grossvater prahlte mit seinen Kochkünsten bei seinen Kollegen und kochte nun jeden Tag Pasta. Mama und Tante waren froh, dass es ihm wieder etwas besser ging.

Bis Grossvater einmal bei Noras Mama zum Essen eingeladen wurde. Es gab – auf ausdrücklichen Wunsch – keine Teigwaren (das konnte Nora nie ganz nachvollziehen), sondern Grossvaters Lieblingsessen, nämlich Rösti. Grossvater freute sich sehr über die Rösti. Er war den Teigwaren unterdessen doch überdrüssig geworden und ass unterdessen wieder ab und zu heimlich Mikrowellenfutter. Der Grossvater sagte sich „Wenn Noras Mama eine Rösti hinbringt, kann ich das auch. Das sind ja meine Gene.“ Er war so euphorisch wie lange nicht mehr und Nora, die auf ihrem Schulweg am Haus des Grossvaters vorbeikam, musste an einem Mittag Versuchskaninchen spielen.

Noras Mama hatte dem Grossvater wieder eine genaue Anleitung geschrieben. Aber irgendwie gelang ihm diese Rösti nicht. Die Kartoffeln schmeckten komisch. Aber er war sehr stolz, dass diese Rösti aussah wie eine Rösti. So blieb Nora nichts anderes übrig, als dem Grossvater zuliebe alles aufzuessen. Und weil er natürlich zu viel gekocht hatte, gab's gleich eine zweite Portion (die aber immer noch nicht besser war).

Und als Grossvater nach dem Mittagessen mit glänzenden Augen fragte, ob es Nora denn geschmeckt hätte, nickte diese und sagte, das wäre das Beste, was er je gekocht hätte.



So im Nachhinein ist man ja immer klüger und Nora war in diesem Fall keine Ausnahme. Grossvater kochte jetzt immer, wenn Nora bei ihm zum Essen war (zweimal pro Woche) Rösti. Schliesslich war es sein Lieblingsessen und das seiner Enkelin und Pasta kann ja jeder kochen. Er ergänzte zwar sein Repertoire mit Speck, Käse und Spiegelei, aber seine Rösti, die war einfach nichts.

Nora ass ihre Portion immer tapfer. Meistens gelang es ihr mit einer guten Ausrede die zweite zu umgehen, wie zum Beispiel; „Es gab zum Znüni Kuchen in der Schule, weil jemand Geburtstag hatte.“ Aber das konnte sie ja nicht jede Woche sagen. Oder, das erste Stück sei schon sooo gross gewesen. Sie wollte dem Grossvater nicht alles wegessen. Einmal lud sie sich frech zu einem Klassenkameraden zum Mittagessen ein und einmal sagte sie auch, sie hätte Bauchschmerzen.

Das war dann die nächste dumme Idee. Zuerst gab's deswegen kein Dessert und dann rief Grossvater besorgt Noras Mama an.

Und so kam es, wie es kommen musste. Mama fragte Nora, was denn los sei und sie erzählte ihr alles. Diese runzelte die Stirn „Ja kocht er denn die Kartoffeln, ehe er Rösti daraus macht?“, fragte sie Nora, die darauf natürlich keine Antwort hatte.

Daraufhin rief Mama ihren Vater direkt an und fragte nach.

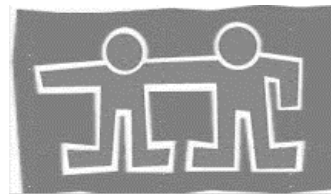
Am nächsten Tag gab es zu Noras Glück Mittagessen zu Hause. Und zwar, wie sie mit Entsetzen feststellte, Rösti, gekocht von Grossvater, dieses Mal unter der Aufsicht ihrer Mutter. Die Rösti schmeckte überraschend lecker und Nora forderte einen Nachschlag.

Grossvater, der das beobachtet hatte, griff zur Kelle: „Aber nicht, dass du das jetzt wieder nur machst, damit ich mit meinen Kochkünsten bei meinen Stammtischfreunden angeben kann!“, sagte er augenzwinkernd. „Wenn du mir nicht sagst, dass mein Essen ungeniessbar ist und einfach nicht mehr zu Besuch kommst, dann haben wir beide nichts davon.“ – „Ich habe halt gedacht“, sagte Nora leise, „dass du dein Essen gut findest“. „Und ich habe gedacht, du findest mein Essen gut und irgendetwas ist mit meiner Gebisspülung nicht in Ordnung. Ich bin alt, da funktioniert der Körper manchmal nicht mehr, wie er sollte“, entgegnete der Grossvater und schob ein Stück Rösti auf Noras Teller.

Nora versprach, das Essen nun jedes Mal ganz ehrlich zu bewerten. Sie bastelte Grossvater eine Kochlöffel-Wertung (ein Kochlöffel: schlecht, zwei: geniessbar, drei: gut, vier: ich will nie mehr was anderes essen) und er gönnte sich einen richtigen Kochkurs.

Und bald konnte Grossvater bei seinen Stammtischfreunden mit seinen Kochkünsten angeben und Nora traute sich sogar ein oder zweimal ein Klassenspändli zum Mittagessen mitzubringen, um für das Kochlöffelranking eine Zweitmeinung einzuholen.

Andere verstehen und achten



Der Austauschstudent

von Twist

„Hör auf damit“, knurrte Luke. Seine Schwester rümpfte die Nase und liess die Münze, die sie die letzten zehn Minuten unaufhörlich durch die Luft gewirbelt hatte, in ihrer Hosentasche verschwinden. „Bist du denn gar nicht nervös?“, fragte sie. „Nein. Sollte ich?“, gab Luke patzig zurück. Anna schwieg einen Moment. Schliesslich sagte sie: „Ja, eigentlich schon. Er wohnt schliesslich ein ganzes Jahr hier. Er wird wie ein neuer Bruder sein.“ „Ich will keinen neuen Bruder, ich will das Reeze wieder einziehen.“ „Reeze kommt uns ja besuchen.“ „Das ist nicht dasselbe“, murmelte Luke. „Er war sowieso nie zu Hause“, flüsterte Anna.

„Na und, es war trotzdem eine blöde Idee von Mami und Papi. Ein Austauschstudent aus Australien. Wer braucht schon einen Austauschstudenten? Und dann kann er nicht jünger sein, nein er muss natürlich genau gleich alt wie ich sein, damit er mich auch noch in der Schule nerven kann. Dann muss ich ihn Babysitten und habe noch weniger Zeit für meine Gitarre. Super, echt!“ „So schlimm wird es wohl nicht werden“, versuchte Anna ihren älteren Bruder zu beruhigen. Dann schwiegen sie.

Auf der Anzeige begann sich das Gepäckband zu bewegen. Anna entrollte das Willkommensplakat für Sam. Ihre Eltern tauchten mit einem Gepäckwagen auf. Die ersten Reisenden kamen aus der Passkontrolle. Anna stand auf die Zehenspitzen, obwohl sie eigentlich eine gute Sicht auf die geheimnisvolle Türe hatte.

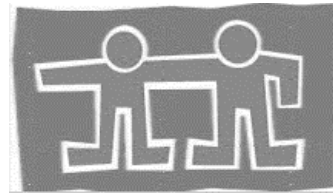
Ihr Bruder starrte düster vor sich hin. „Nun lach mal“, sagte Anna nach einer Weile genervt. Luke verdrehte die Augen und setzte sein unglaublichstes Lächeln auf. Da, der Typ mit den blondbraunen Haaren und dem braungebrannten Gesicht, der sich suchend umblickte, das war sicher *er*. Anna hüpfte von einem Bein aufs andere. Was hatte er denn da für ein langes, braunes merkwürdiges Holz dabei?

Nun hatte er sie entdeckt. Zielstrebig schlängelte er sich durch die Masse auf die Familie zu. „Hallo, ich bin Sam“, sagte er mit einem komischen Akzent und schüttelte der Reihe nach allen die Hände. „Na toll, besser aussehen als ich tut er auch noch!“, dachte Luke und sein unglaubliches Lächeln verwandelte sich blitzschnell wieder in ein mürrisches Gesicht.

Anna, Mami und Papi waren total begeistert und Anna begann sofort mit Sam zu plaudern. „Sollen wir dir das da auch abnehmen?“, fragte Papi. Sam schüttelte den Kopf. „Nein, das trage ich selbst. Vielen Dank.“ Auf dem Rückweg zum Auto gingen Papi und Mami voraus.

Anna unterhielt sich bereits prächtig, sie mochte Sam einfach. „Hei Luke, bist du heute nicht happy?“, fragte Sam nach einer Weile. Luke schreckte auf, dann setzte er sein allerunglaublichstes Lächeln auf und antwortete: „Nein, nein, es geht bestens.“ Anna verdrehte die Augen. „He doesn't like me“, stellte Sam enttäuscht fest. „Ich glaube er mag dich schon, er weiss es nur noch nicht“, versuchte Anna ihn zu beruhigen. „Und ob ich dich mag“, mischte sich Luke nun ein. Sein Tonfall sagte aber etwas ganz anderes.

„Luke, stell dir mal vor, du würdest für ein Jahr irgendwo hinfliegen, wo du niemanden kennst und wissen, dass du da ein ganzes Jahr sein wirst. Würdest du dir nicht wünschen, dass die Leute dir eine Chance geben, ehe sie dich verurteilen?“, fauchte Anna nun. „Die und ihre dumme einfühlsame Art immer“, dachte Luke. „Ach halt die Klappe“, fauchte er in Richtung Schwester.

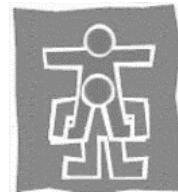


„Wie wär’s, wenn du mal still sein könntest und nicht immer darüber klagen würdest, dass du Angst hast, dass er dir deinen Platz streitig macht.“, gab Anna wütend zurück. „Das habe ich nie gesagt“, bellte Luke.

„Ich weiss, aber gedacht hast du’s und ich hab’s dir angesehen. Weisst du, dass das peinlich ist, du bist zwar Klassensprecher, rennst in der Schule rum und versuchst jedes einzelne Problem zwischen Lehrer und Schüler zu schlichten, aber zu Hause grummelst du rum, man soll dich in Ruhe lassen und- ach ja, du willst ganz sicher keinen Austauschstudenten, weil er dir vielleicht die Show stehlen könnte. Dabei könntest du super vermitteln und Sam helfen zu verstehen, wie wir hier alle funktionieren. Wo bleibt da der Bruder mit dem offenen Herz? Der, der allen predigt, sie sollen ehrlicher miteinander umgehen und das Gegenüber akzeptieren. Du bist ja nicht mal ehrlich zu dir selbst. Ich frage mich, wie die dich bloss zum Klassensprecher haben wählen können.“

„Anna, steig ein und lass deinen Bruder in Ruhe“, wies Papi sie an. Sie kletterte hinter Sam ins Auto und schwieg. Auch Luke schwieg. Genau genommen schwiegen alle. Schliesslich fragte Sam leise: „Ich habe gehört, du magst Musik, kannst du Didgeridoo spielen?“ Luke schüttelte den Kopf. „Nur Gitarre“, sagte er knapp. Und dann schwiegen sie wieder, doch Anna spürte wie sich Luke entspannte. Vielleicht hatte er gerade realisiert, was er da für einen grossartigen, neuen, guten Freund ins Haus geliefert bekam, wenn er sich nur ein kleines bisschen auf ihn einlassen würde. Anna lächelte zufrieden. Auf der anderen Seite atmete Sam erleichtert aus. Auch wenn er gerade überhaupt nicht alles verstanden hatte, wusste er, dass Anna das Eis gebrochen hatte. Es würde ein gutes Jahr werden.

Unsere Hilfe anbieten



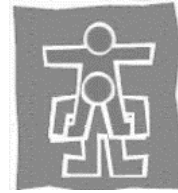
Glatteis

von Caroline Schmiede

Glatteis bedeckte die Strassen. Dicke weisse Schneeflocken fielen vom Himmel und machten den Tag zu einem wahren Traum. Frau Burkhard hatte gerade ihren Wocheneinkauf erledigt und zog ihren grauen Einkaufswagen nur mühsam hinter sich her, durch den bereits liegen gebliebenen Schnee. Die Räder hinterliessen Spuren darin und zeigten der schon etwas älteren Dame bei einem Blick zurück genau, wie weit sie ihre Füsse schon getragen hatten. Bei einem ebensolchen Blick über die Schulter und einem kurzen, von leichtem Stolz erfüllten Lächeln ab ihrer Leistung passierte es jedoch: Ihre flachen Schuhe traten nur zur Hälfte auf einer zugeschneiten Trottoirkante auf, als sie die Strasse überqueren wollte. Ein stechender Schmerz durchfuhr ihr rechtes Bein, vom Knöchel bis zum Knie, und Frau Burkhard fand sich neben ihrem umgekippten Einkaufstrolley im nassen Schnee wieder. Einige Einkäufe waren aus dem Wagen gefallen und lagen im Schnee verstreut neben ihr. Die ältere Dame unterdrückte ein Jammern, denn bei jeder Bewegung und jedem Versuch sich aufzurichten entglitt ihr der verletzte Fuss und der Schmerz flammte erneut auf. An Aufstehen war nicht zu denken und ihre Einkäufe musste sie auch zusammensammeln!

Während sie sich hilfesuchend umsah, ob ein vorbeigehender Passant ihr womöglich aufhelfen konnte, trafen ihre Augen lediglich auf unbeteiligte oder unangenehm berührte Gesichter. Keiner erwiderte ihren Blick. Keiner half ihr auf die Beine, während der Schnee unablässig auf sie nieder rieselte. Wie sollte sie es nach Hause schaffen? Wie sollte sie ihre Einkäufe ins Trockene bringen? Und wie, fragte sich Frau Burkhard, sollte sie es nur von diesem eiskalten, nassen Boden fortschaffen? Sie liess traurig und verzweifelt den Kopf sinken. Eine Träne kullerte aus ihren tiefblauen Augen und verlor sich in den Fältchen ihrer Wange.

Dann traten zwei relativ kleine Winterstiefelchen in ihr Blickfeld und sie sah hoch. Vor ihr stand ein Junge von ungefähr zehn Jahren, eingepackt in eine grüne Winterjacke. Unter der Kapuze schauten blonde Haarsträhnen hervor, grüne Augen und rote Wangen. Sorge spiegelte sich in seinen Augen und auch Unverständnis. Dann kniete er sich zu ihr herunter und bot ihr seine Hände an. „Danke“, sagte Frau Burkhard leise und gequält unter den Schmerzen ihres Fusses, als sie seine Händchen ergriff. Der Junge mochte nicht genug Kraft haben, um sie hoch zu stemmen, doch reichte seine gut gemeinte Stütze, um sie auf ihr gesundes Bein auftreten zu lassen und sie sogar bis zur nächsten Parkbank, nur wenige Meter entfernt, zu begleiten. Dort setzte sie sich erst einmal und atmete tief durch, um den Schmerz zu ertragen und ihrer Erleichterung Luft zu machen. Der Junge wandte sich von ihr ab, sammelte die Einkäufe zusammen, legte sie in den Wagen und zog ihn bis zur Parkbank hin, um ihn dort stehen zu lassen. Wortlos schaute er Frau Burkhard an. Tausend Fragen standen dem Jungen ins Gesicht geschrieben. „Danke dir vielmals, mein Junge. Wie heisst du denn?“, fragte Frau Burkhard freundlich. Der Junge machte grosse Augen, drehte sich um und rannte davon.



Frau Burkhard seufzte traurig. „So ein netter Junge und ich konnte ihm nicht richtig für seine Hilfe danken“, dachte sie, bevor sie sich zu überlegen begann, wie sie nun von hier aus den Heimweg antreten sollte. Wieder versuchte sie Passanten zu erreichen, doch wieder beachtete sie niemand. Zehn Minuten sass sie so in Schnee und Kälte. Ihr Fuss, das spürte sie, war um ein Vielfaches angeschwollen und pochte in ihrem engen Schuh. Sie musste schnell einen Arzt aufsuchen. Also versuchte Frau Burkhard mit aller Kraft, die ihr geblieben war, aufzustehen, geriet jedoch ins Schwanken, als der Schmerz sie erneut übermannte.

Dieses Mal fiel sie jedoch nicht auf den harten Boden, sondern wurde von zwei Händen am Arm gestützt.

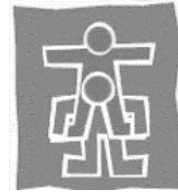
„Vorsicht! Sie sind nicht in der Lage zu gehen, gute Frau“, sprach eine junge Frau, welche ihr soeben einen weiteren Sturz erspart hatte. Frau Burkhard sah erstaunt in das Gesicht der jungen Frau, in grüne Augen und ein hübsches Gesicht, umrahmt von blondem langem Haar. Dicht neben ihr stand der kleine Junge von vorhin.

„Ich danke Ihnen“, sagte Frau Burkhard und setzte sich mit ihrer Hilfe wieder auf die Bank.

„Leon hat mir erzählt, was passiert ist“, erklärte die junge Frau mit einem warmen Lächeln und einem kurzen Blick auf ihren kleinen Sohn. „Er wusste nicht, wie er Ihnen besser weiterhelfen konnte, also hat er mir sofort alles erzählt und mich hergeholt. Und nun warten Sie hier kurz. Ich hole mein Auto und fahre Sie zum Arzt. Einverstanden?“, sagte die junge Frau freundlich. Frau Burkhard entwich eine weitere Träne, dieses Mal jedoch vor Glück.

Sie nickte und lächelte den kleinen Leon dankbar an, ehe sie der jungen Mutter antwortete: „Ja, ich weiss gar nicht wie ich ihnen danken soll“.

„Das ist doch nicht der Rede wert. Jeder würde dasselbe tun“, winkte sie lächelnd ab. Frau Burkhard lächelte ebenfalls und erwiderte: „Nicht jeder, doch die wahrlich hilfsbereiten Menschen, wie sie und ihr Sohn, machen diese Welt um ein Vielfaches besser“.



von Twist

Süsses Nichtstun

Es war einmal vor gar noch nicht so langer Zeit, genauer gesagt vor vier Tagen, da hatte ich mich noch so richtig auf diese Sommerferien gefreut. Endlich ausschlafen, keine Hausaufgaben, nichts tun. Schönes Wetter und Badi jeden Tag.

Und jetzt das. Die Badi wurde gewartet. Wer macht denn so was? Papa sagte etwas von „Schäden der Überschwemmungen im Frühling“ und Mama hatte uns nach dem zweiten Tag rumhängen satt, sie musste irgendeinen komplizierten Artikel fertig schreiben. Raus mit euch, es ist schönes Wetter, da braucht ihr nicht hier drin vor der Glotze zu hängen, fahrt zu euren Freunden. Oder zu den Grosseltern. Aber raus“. Gestern war ich bei Tim. Es war ganz ok, aber er musste die ganze Zeit babysitten. Seine Mutter arbeitet nämlich und jemand muss ja auf seine Geschwister aufpassen, wenn sie nicht da ist. Aber jeden Tag will ich bestimmt nicht von Tims Prinzessin-Schwester mit allem Glitzer dieser Welt überschüttet werden und sie vor dem Drachen (Tim) retten und dann heiraten. Zum Glück war meine Schwester nicht so, die baute lieber mit ihrer Abenteuerfreundin Hütten im Wald.

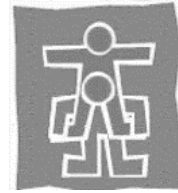
Tim rief gerade an und warnte mich, seine Schwester meine es offensichtlich ernst mit dieser Hochzeit. Sie wolle heute mit mir Blumen pflücken gehen. Ich liess mich entschuldigen. Jetzt kann ich nicht mal mehr zu Tim, dumme kleine Prinzessin-Schwester. Soll sich besser einen Ritter aus ihrem Kindergarten suchen, der wäre dann wenigstens nicht doppelt so gross. Meine Schwester war an irgendeinem Geburtstag, Nick war in den Ferien (natürlich mit Pool und Strand) und die üblichen Verdächtigen vom Fussballplatz weilten in irgendeinem Trainingslager. Aus Langeweile beschloss ich schliesslich, doch bei den Grosseltern vorbeizuschauen. Da gab's bestimmt Eis und vielleicht durfte ich sogar fernsehen. Ein Versuch war's wert.

Haha. Von wegen Fernsehen. Oma war weg und der wortkarge Opa schüttelte nur den Kopf. „Sirup kriegst du, Eis musst du dir verdienen“. Mist. Jetzt musste ich auch noch irgendetwas Langweiliges machen. Blöde Ferien. „Ok“, sagte ich lustlos. Opa setzte mich hinten auf seine Vespa und wir fuhren hinaus ins Grüne. Damit stieg meine Laune beträchtlich. Vespa fahren war toll.

Bei einem kleinen Schrebergarten am Waldrand hielten wir an. Der Garten sah nicht allzu ordentlich aus, war aber trotzdem mit einem überraschend hohen Zaun eingezäunt. Opa öffnete das Schloss und ich schob die Vespa auf den Kiesplatz. „Was ist das hier?“, wollte ich wissen. „Mein Bienengarten“, war die, wie immer kurzangebundene, Antwort. Vom Bienengarten wusste ich natürlich. Aber ich hatte mich nie hierher getraut, im Sportunterricht war mal jemand aus Versehen in ein Wespennest getreten und dann musste der Krankenwagen kommen.

„Du kriegst einen Anzug, dann passiert dir schon nichts“, brummte Opa, der offenbar meine Gedanken gelesen hatte.

Kurze Zeit später hatte ich mich in einen Astronauten mit Gitter anstatt Glasglockenhelm verwandelt. Mein Opa stand, ebenfalls im Astronautenanzug, bereits bei einigen aufeinander getürmten Kisten. Gerade öffnete er die oberste. Neben ihm stand ein kleines Gerät mit einem Blasbalg.



„Komm her Junge, kannst du mal hier rein pusten?“, wies er mich an und deutete auf den geöffneten Kasten. Ich erspähte darin Waben und jede Menge Bienen. Ich drückte die sogenannte Imkerpfeife zusammen und Rauch kam heraus. „Das macht die Bienen träge, dann stechen sie weniger“, erklärte Opa, hob eine Wabe aus der Kiste und schüttelte einige Bienen zurück in den Kasten.

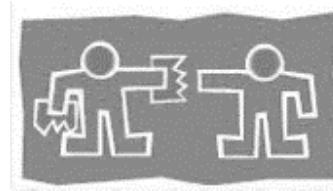
Er prüfte die Waben, sie waren in einem Rahmen eingebaut, dann schüttelte er den Kopf und brachte den Rahmen vorsichtig zurück in den Kasten und griff zum nächsten. Einige hängte er vorsichtig in einen anderen Kasten, den er mitgebracht hatte, einige kamen wieder zurück in den Bienenkasten. Ich musste die Bienen mit einem kleinen Besen von den Waben in den Bienenkasten zurück bürsten und hin und wieder „hineinrauchen“.

Als Opas leerer Kasten mit vollen Waben gefüllt war, schloss er ihn sorgfältig ab. Wir gingen damit zu dem kleinen Häuschen in der Mitte des Gartens. Bevor ich hineindurfte, musste ich nochmals den Wabenkasten auf Bienen untersuchen und mich einmal langsam drehen. „Gut, die Tiere haben hier drinnen nichts verloren“, brummte der Opa und schlüpfte mitsamt dem Wabenkasten in das Häuschen. Ich folgte ihm. „Den kannst du wieder ausziehen“, brummte er und deutete auf meine Astronautenmontur. Er war bereits dabei, eine dieser Wabenrahmen aus dem Kasten abzuschaben. Die Bienen hatten natürlich die vollen Honigwaben sorgfältig zugemacht. Als ich mich aus dem Anzug geschält hatte, nickte der Opa nur Richtung Abwaschbecken, wo ein zweiter Schaber lag. Ich schnappte ihn mir und begann es Opa gleichzutun. Es war gar nicht so einfach, wie es aussah, aber irgendwann hatte ich den Dreh raus. Opa spannte die Rahmen mit den Waben in einen komischen Topf. „Das ist eine Zentrifuge, sie schleudert den Honig aus den Waben“, erklärte er mir. Ich nickte, Zentrifugen kannte ich. „Hier kannst du drehen“, brummte Opa und wies auf eine Kurbel. Ich begann zu kurbeln. Die Wabenrahmen drehten sich, aber nichts geschah. „Schneller!“, schmunzelte Opa. Ich drehte und drehte wie verrückt. Honig spritzte aus den Waben an die Topfwand und sammelte sich unter einem Sieb in einem kleineren Topf. Irgendwann nickte Opa. „Das reicht“. Ich hörte auf zu drehen, Opa hob die Rahmen hoch, wendete sie und setzte sie wieder ein. Erneut hatte ich die Ehre. Zufrieden betrachtete Opa schliesslich den vollen Kübel. „Sechs Kilo, nicht schlecht für heute“, murmelte er, und notierte sich irgendetwas in sein Honigbuch. Ich machte mich unterdessen daran, die Werkzeuge abzuwaschen. „Das Zeug aus dem Sieb kannst du essen“, erklärte mein Opa. Es schmeckte wie Kaugummi, zuerst süß, dann mit immer weniger Geschmack und löste sich dann irgendwann auf.

Nachdem wir alles fein säuberlich abgewaschen hatten, machten wir uns auf den Heimweg. Opa lieferte mich zu Hause ab. „Na dann“, brummte er und wollte sich bereits wieder auf seiner Vespa davon machen. „Darf ich morgen wieder helfen?“, fragte ich und wunderte mich zugleich, warum ich gerade meine Nichtstun-Pläne verwarf. Ich glaubte, ein Lächeln in Opas Augen zu erkennen. „Sieben Uhr hier, ich hole dich ab“, schmunzelte er. Ich öffnete die Türe. „Na, wie war dein Eis?“, fragte Mama. Erst da fiel mir auf, dass ich zwar Honigreste, aber definitiv kein Eis gekriegt hatte. „Noch nicht fertig abverdient“, erklärte ich. „Ich darf Morgen wieder helfen“. „Soso, hat Opa dich also eingespannt“, stellte sie fest. Ich nickte. „Aber es macht irgendwie Spass ihm zu helfen. Und zu zweit geht es wirklich besser“, erklärte ich ihr. „Und dein Nichtstun?“, fragte Mama und verkniff sich ein Lächeln.

„Ich habe jetzt doch Wichtigeres zu tun“, erklärte ich stolz.

Miteinander Teilen



von Blitz

Das Brot des Glücks

Es war einmal ein ehrgeiziger Bäckermeister, der weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt dafür war, das beste Brot zu backen. Er hatte es zu einigem Reichtum geschafft, besass eine grosse Backstube, in welcher ein Dutzend Bäcker nach seiner Anleitung Brote zubereiteten und einen schönen Laden, in welchem er die verschiedenen Brote zum Verkauf anbot.

Eines Tages betrat eine alte Frau in lumpigen Kleidern den Laden des Bäckers. Der Bäckermeister war überzeugt, dass sie betteln wollte und sagte sogleich: „Hier erhalten sie nichts umsonst!“ Doch sie bettelte nicht, sondern suchte nach einem ganz bestimmten Brot. „Haben Sie das Brot des Glücks?“, fragte die Frau den Bäcker hinter der Ladentheke.

Dieser antwortete: „Nein, ein Brot des Glücks haben wir nicht im Angebot. Ich kann Ihnen aber versichern, dass all unsere Brote unsere Kundschaft glücklich machen. Welche besondere Zutat hat dieses Brot des Glücks denn?“

„Das ist es ja, es soll gar keine speziellen Zutaten beinhalten und doch soll es den Menschen, der es isst, bereits vor dem ersten Bissen zu einem glücklichen Menschen machen“

„Ein Brot, welches glücklich macht, bevor man überhaupt davon gegessen hat? Das gibt es doch nicht!“

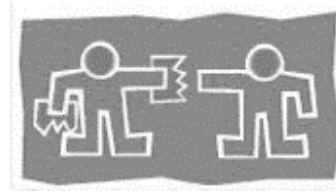
„Doch, ich bin mir ganz sicher, dass es das gibt“, erwiderte die Frau, „kam ich doch selbst schon in dessen Genuss! Doch ich habe schon befürchtet, dass ich es bei Ihnen nicht finden werde.“

Der Bäckermeister war erstaunt, dass er noch nie von diesem Brot gehört hatte. Es war ihm aber sofort klar, dass er dieses Brot in seinem Sortiment haben musste. Er versprach der alten Frau, dass sie es bei ihrem nächsten Besuch in seinem Laden finden werde. Die Frau lächelte verschmitzt, bedankte sich und ging von dannen. Der Bäckermeister hingegen trommelte seine ganze Belegschaft zusammen und forderte alle auf, sich sogleich auf die Suche nach diesem Brot des Glücks zu machen. „Meine Bäckerstube soll erst wieder geöffnet werden, wenn ich das Brot des Glücks im Angebot habe!“, verkündete er laut.

So machten sich seine Angestellten auf ins ganze Land, ja auch in ferne Länder und suchten nach diesem Brot. Wenn immer sie das Gefühl hatten, dieses Brot gefunden zu haben, brachten sie es zum Bäckermeister und er kostete davon. Doch diese Brote lösten nie ein besonderes Glücksgefühl in ihm aus. Er war daher überzeugt, das Brot des Glücks noch nicht gefunden zu haben.

Wochen und Monate vergingen und kein einziges der vielen Brote, die er probierte, machte den Bäckermeister glücklich. Im Gegenteil, er wurde mit jedem Brot immer verzweifelter, hatte er ja keine Einnahmen mehr und musste die Löhne für seine Angestellten doch weiterhin bezahlen. Doch sein Stolz liess es nicht zu, seine Bäckerstube wieder zu öffnen, bevor er dieses Brot des Glücks anbieten konnte, wie er es lauthals versprochen hatte.

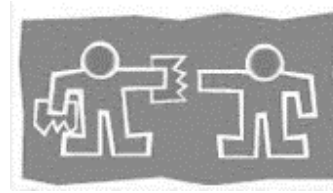
Weitere Monate vergingen und der Bäckermeister verarmte langsam. Er musste all seine Angestellten entlassen und schliesslich auch seine Bäckerstube sowie den Laden verkaufen. Bald konnte er sich auch sein schönes Haus nicht mehr leisten und zog in eine verlotterte Wohnung in einem heruntergekommenen Quartier um. Der einst reiche und stolze Bäckermeister war zum armen Mann geworden.



Als er eines kalten Winterabends seine letzten Münzen zusammenkratzte und realisierte, dass es für keine Mahlzeit mehr reichen würde, überwand er seinen übriggebliebenen Stolz, klopfte an der Türe der Nachbarn und fragte, ob sie etwas zu Essen für ihn hätten. „Wir haben leider nur Suppe und ein altes, trockenes Brot. Doch das teilen wir gerne mit dir“, meinte die Nachbarin und bat ihn herein. Der Bäcker setzte sich an den Tisch, an welchem bereits die alte Mutter und der Sohn der Nachbarin sassen, und liess sich von der Suppe sowie vom trockenen Brot geben. Und noch bevor er einen Bissen genommen hatte, verspürte er ein Glücksgefühl, wie er es noch nie in seinem Leben hatte.

Dem Bäckermeister ging ein Licht auf. Dieses alte, trockene Brot war sein Brot des Glücks, jenes Brot, welches er so lange gesucht hatte und woran er verzweifelt war. Nicht sein Geschmack und auch keine besondere Zutat, sondern allein die Tatsache, dass es mit ihm geteilt wurde, machte es zum Brot des Glücks.

Umhüllt von diesem Gefühl des Glücks strahlte der Bäcker über beide Ohren. Erst in diesem Moment realisierte er, dass die Mutter der Nachbarin, welche mit ihm am Tisch sass, jene Alte in lumpigen Kleidern war, welche in seinem Laden nach dem Brot des Glücks fragte. Sie lächelte ihn an und er lächelte zurück.



von Arisca

Schatzsuche

Die Gruppen für die nächste Pfadiaktivität wurden gerade eingeteilt, als Azimut, ein 15-jähriger Pfadi, lachend meinte: „Hoffentlich werde ich nicht mit irgendwelchen Grünschnäbeln in eine Gruppe gesteckt. Ich habe vor, zu gewinnen!“ Zwei Minuten später stellte er enttäuscht fest, dass er mit eben diesen eingeteilt worden war.

„Zwei kleine Mädchen und der einzige andere Junge ist Krümel? Ihr könnt mich mal!“
Krümel, ein 11-jähriger Pfadi, der gerade erst übergetreten war, schnaubte beleidigt.

„Ich kann auch gewinnen!“

„Ja vielleicht könntest du, aber du bist viel zu sehr mit Essen beschäftigt“, kommentierte Jazz, eine 13-jährige Pfadi grinsend.

„Gewinnen ist nicht die Hauptsache. Wir sind im Sommerlager, um gemeinsam eine tolle Zeit zu haben und was zu lernen“, warf Hermine, das älteste Mädchen der Gruppe ein.

„Hast du das von deinen 14 Jahren Lebenserfahrung?“

„Azimut, du bist gerade mal ein Jahr älter als ich.“

Ein Leiter wies die Kinder an, mit dem Zanken aufzuhören und sich die Aufgabenstellung anzuhören. Es ging darum, mit Hilfe eines Wegkrokis, laminierte Koordinaten im Wald zu finden, diese dann auf einer Karte einzuzeichnen und so einen versteckten Schatz zu finden.

Hermine betrachtete stirnrunzelnd das Kroki, während die Gruppe durch den Wald stapfte. Nach einer guten halben Stunde kamen sie endlich zum Punkt, wo sie das Kroki-Ziel vermuteten. Die vier Kinder suchten und suchten, bis schliesslich Jazz jubelnd nach den anderen rief.

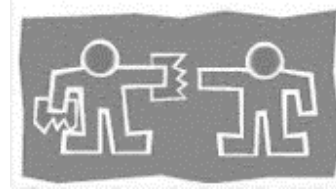
Azimut dankte ihr kleinlaut, bevor sich alle zusammen die laminierten Koordinaten ansahen. Anstatt sie einzuzeichnen, hielten sich jedoch alle die Bäuche, die plötzlich wie im Chor knurrten. „Ich kann mich nicht konzentrieren, wenn ich nicht sofort was zu essen kriege“, jammerte Hermine und Jazz nickte zustimmend. Selbst Azimut war sich mit ihnen einig.

Krümel kicherte bloss. „Hier.“ Er griff in seinen Rucksack und fischte eine Packung Doppelkekse heraus, bevor er Hermine, Jazz und Azimut je fünf Stück reichte. Diese bedankten sich lautstark und dachten darüber nach, wie grosszügig er war, obwohl sie doch so fies zu ihm gewesen waren. Er zuckte bloss mit den Schultern und sagte lächelnd: „In der Pfadi teilt man. Und warum sollte ich meine Gruppe hungern lassen, obwohl ich was dagegen tun könnte?“

Als alle fertig gegessen hatten, versuchten sich die jüngeren drei an den Koordinaten, doch niemand schaffte es, sie richtig einzuzeichnen.

Azimut seufzte und alle machten sich bereits auf eine Schimpftirade gefasst, als er sie überraschte. Er erklärte ihnen seelenruhig, wie man Koordinaten las, wie man den Kartenmassstab verwendete und wie man die Koordinaten auf einer Karte einzeichnen musste.

Schlussendlich hatten sie die Aufgabe als ein Team gelöst und Azimut bemerkte, wie viel besser es sich anfühlte, seine Pfaditechnik-Kenntnisse mit seiner Gruppe zu teilen und so gemeinsam die Herausforderung zu bewältigen, als alle wütend anzuschmauzen und es alleine zu machen.



So würden sie es auch in Zukunft verstehen und es vielleicht sogar anderen erklären können. Alle bedankten sich bei ihm und die Gruppe machte sich auf den Weg zum Ziel. Damit ihnen die geschätzte Stunde Fussmarsch nicht allzu fade und lange vorkam, holte Jazz ihre Musikbox hervor und liess den ganzen Weg hindurch Musik laufen.

Am Ziel angelangt, suchten sie alles nach dem Schatz ab, doch niemand konnte ihn finden.

Hermine war es, der einfiel, auch auf den Bäumen nachzusehen und so die Goldtruhe entdeckte, die Azimut später von einem dicken Ast herunterholte.

Das Schloss, das die Gruppe vom Schatz trennte, knackte Hermine.

Die anderen drei bedankten sich bei ihr, bevor alle vier lachend die Goldtaler fair unter sich aufteilten. Denn in der Pfadi teilt man, sei es Essen, Pfaditechnik-Kenntnisse, Musik, Wissen oder eben einen Schatz.

Uns entscheiden und Verantwortung tragen



Die Nebelwanderung

von Stilz

Leila und Jonas kennen sich schon lange. Aber heute gehen sie zum ersten Mal gemeinsam wandern. Leila ist viel in den Bergen unterwegs und freut sich sehr, Jonas einmal etwas Neues zu zeigen. Sie hat viel Erfahrung und ist fit, Jonas zieht sie manchmal sogar auf, sie habe Steinbockblut. Jonas kommt aus dem Flachland und arbeitet im Büro. Am Wochenende geht er viel und gerne in den Wald. Er ist sich sicher, dass er das zu Fuss schaffen kann und ist sehr gespannt darauf, wie Wandern in den Bergen so ist. Jonas hofft darauf, auf der Bank vor der Hütte einen tollen Sonnenuntergang genießen zu können.

Die beiden brechen früh auf, damit sie genug Zeit für Pausen haben und die Ausblicke und den Tag in den Bergen genießen können. Es ist noch gar nicht richtig hell. Morgennebel hängt noch in Schwaden in den Bäumen und an den Bergflanken, als sie sich mit der Gondel auf den Weg machen. Die ersten paar hundert Höhenmeter überwinden sie so ganz leicht und Jonas denkt sich, dass es so ja ganz einfach sei. Er lacht Leila an und sagt „So ist das mit der Bergsteigerei ja wirklich keine Hexerei!“

Oben angekommen folgen sie den Wegweisern und kommen gut voran. Und natürlich geht es auch hier weiter bergauf, aber Jonas kann Leila gut folgen. Leila verspricht ihm in der ersten Pause schon eine tolle Aussicht. Jonas ist sich da nicht so sicher, denn der Morgennebel will sich nicht verziehen. Der Nebel wird eher dichter. Leila geht nun sogar etwas langsamer, weil sie den Weg nur noch ein paar Meter weit sieht. Bald ist der Nebel so dicht, dass Jonas ganz nah hinter Leila gehen muss, damit er sie nicht aus den Augen verliert. Alles ist feucht und die Jacken der beiden sind so nass, als ob es regnen würde. Jonas ist das nicht geheuer. Er ist sich sicher, dass es auf einer Seite des Weges steil bergab geht. Aber er kann es nicht sehen. Der Weg entlang des Berghanges könnte gerade so gut über eine flache Wiese auf einem Jurahügel führen.

Die beiden machen eine Pause. Zum Glück hat Leila eine Flasche warmen Tee dabei, bei dieser feuchtkalten Luft tut dieser gut. Aber Jonas hat keine Lust mehr, er möchte lieber zurück zur Gondel und ins Tal, wo er nicht beim nächsten Schritt abstürzen kann. Leila packt eine Karte aus und studiert sie lange. Dann sieht sie Jonas ernst an und sagt ihm, dass sie trotzdem weiter zu der ersten Hütte auf dem Weg gehen. Sie haben schon viel des ersten Streckenabschnitts geschafft. Es geht zwar noch etwas bergauf, aber die Hütte ist viel näher als die Gondelstation. Und der Weg ist tatsächlich weniger exponiert als auf dem Stück, das sie bereits hinter sich gebracht haben. Sie sagt Jonas, dass nur weil der Rückweg bergab geht, dies nicht heisst, dass er einfacher ist.



Also gehen sie langsam weiter, weiter durch den dicken Nebel. Da taucht der nächste Wegweiser auf, nur noch eine Viertelstunde bis zur Hütte! Vor allem Jonas ist sehr erleichtert. Schon nach wenigen Metern kommen sie an einen Bergbach, er ist nicht tief, aber etwa drei Meter breit und es gibt keine Brücke. Leila sucht einen guten Weg und geht voraus, sie zeigt Jonas genau wie er von Stein zu Stein gehen muss. Aber Jonas hat so grossen Respekt, dass er sich nicht vom Fleck bewegen kann. Leila lässt ihr Gepäck auf der anderen Seite liegen und kommt Jonas entgegen. So traut er sich zwei Schritte zu machen. Vor dem nächsten grossen Schritt kommt er nicht mehr weiter. Leila nimmt ihm sein Gepäck ab und nimmt ihn an der Hand. Gemeinsam schaffen sie die Bachquerung, ohne nasse Füsse zu bekommen.

Jetzt ist es nur noch ein kleiner Anstieg und sie erreichen die Hütte. Drinnen ist es wohlig warm und trocken und sie geniessen den wohlverdienten heissen Hüttentee. Während ihre Jacken trocknen, beschliessen sie, weil es viel zu gefährlich ist bei dem Wetter draussen zu wandern, dass sie hierbleiben und nicht zur nächsten Hütte weiterwandern. Am Nachmittag lichtet sich langsam der Nebel und die Berglandschaft zeigt sich bis zum Abend mit einer tollen Aussicht. Zuletzt bekommt Jonas sogar seinen Sonnenuntergang in den schönsten Farben.



von Twist

Der verwirrte Vogel

Es war einmal ein leicht verwirrtes Känguru in der australischen Wüste. Der aufmerksame Zuhörer/Leser möge sich jetzt fragen, was daran besonders sein soll, schliesslich ist Australien ja voller Kängurus und bei derart vielen Kängurus wird wohl das eine oder das andere verwirrt sein. Berechtigte Frage. Dieses hier war wegen einer Begegnung mit einem Kuckuck verwirrt, wobei Begegnung vielleicht nicht so ganz passt.

Aber von vorne: Kuckucke sind, wie allgemein bekannt ist, weit verbreitet. Sie wohnen im Sommer in Europa und Asien und fliegen über den Winter nach Afrika an die Wärme. Vernünftige Kerlchen, die Kuckucke. Für diesen Flug brauchen die Kuckucke ein sehr gutes geografisches Gedächtnis.

Der Kuckuck war noch viel verwirrter als das Känguru. Er wollte gar nicht nach Australien (wieso auch?), er hatte eigentlich Madagaskar angefliegen. Unterwegs war er in einen Sturm geraten. Dieser hatte den armen Kuckuck so sehr herumgewirbelt, dass er die Orientierung verlor, in einen Felsen flog und sich einen Flügel arg verstauchte. Mit letzter Kraft war der Kuckuck weitergeflattert. Als er schliesslich Land erreichte, war er sehr verwirrt und er kannte es überhaupt nicht. Also beschloss der Kuckuck erst einmal zu schlafen. Dazu suchte er sich das erstbeste Nest aus, das er finden konnte.

Grundsätzlich sind Kängurus nicht so schnell aus der Fassung zu bringen, das liegt vielleicht an ihrem hervorragenden Gleichgewichtssinn. Wer weit springt, kann manchmal den Boden am anderen Ende nicht so genau einschätzen, da hilft einzig ein guter Gleichgewichtssinn.

Aber wenn ein Vogel, möge er noch so klein sein, versucht sich in der Beuteltasche eines Kängurus einzunisten, dann ist auch ein sehr ausgeglichenes Känguru verwirrt. Vorsichtig spähte es in seine Bauchtasche, aber da war der Kuckuck schon eingeschlafen. Und so beschloss das Känguru den Vogel erst einmal ausschlafen zu lassen.

Nachdem der Kuckuck ausgiebig geschlafen hatte, erzählte er dem Känguru von seinen Reiseplänen. Er war in Japan gewesen und wollte nach der Winterpause auch wieder dahin zurück, denn dort hatte er mit einem Waschbären Freundschaft geschlossen. Die beiden teilten sich ein Gebiet und warnten sich gegenseitig vor Eindringlingen. Das war sehr praktisch für beide. Aber abgesehen davon waren sie auch ständig miteinander unterwegs. Der Waschbär hatte dem Kuckuck sogar angeboten, den Winter in seiner Baumhöhle zu verbringen, aber der Kuckuck wollte nicht, er vermisse den Süden ein bisschen.

Das Känguru hörte interessiert zu, noch nie hatte es von einem Land wie Japan oder einem Tier wie dem Waschbären gehört. Aber jemand, der so ein toller Freund wie der Waschbär für den Kuckuck war, den musste man kennen lernen. Und dieses Schilf, das tönnte auch sehr lecker. Schliesslich beschloss es, dass es den Kuckuck nach seiner Winterpause und Genesung nach Japan begleiten würde. Es bot dem Kuckuck seine Reisebegleitung an und auch seinen Beutel als Nest, bis er sich wieder erholt hatte. Der Kuckuck schlug diesen Luxus natürlich nicht aus, auch wenn er sich noch nicht ganz vorstellen konnte, wie er das Känguru denn über das Meer bringen sollte.



Die anderen Kängurus rieten dem Känguru von seiner Idee ab. Erstens gab es keine Brücke und zweitens wisse man ja, dass der Mensch mit sowas immer Mühe habe. Aber das Känguru hörte nicht auf die anderen Kängurus, es hatte es sich in den Kopf gesetzt, diesen Waschbären zu treffen und den Kuckuck höchstselbst in Japan abzuliefern.

Als sich langsam der Herbst regte, beschlossen das Känguru und der Kuckuck sich auf den Weg zu machen. Also hüpfte das Känguru nach Norden durch die Wüste. Es war lange unterwegs, sehr lange, denn die australische Wüste ist besonders gross. Unterwegs überlegten sie die ganze Zeit, wie das Känguru wohl das Meer überqueren könnte, aber so recht schlau wurden sie nicht. Eine Brücke gab es leider nicht. Natürlich konnte es sich auf einem Schiff einschleichen, aber man war ja nie sicher, wohin diese Schiffe fuhren. Schliesslich beschloss der Kuckuck, die Wale zu fragen. Diese waren überall unterwegs. Vielleicht hatten sie eine gute Idee.

Mit Walen zu kommunizieren ist nicht ganz leicht. Sie singen immer und hören dann nur sich selbst zu. Walgesang ist zwar schön, aber wirklich mit ihnen reden kann man nur, wenn sie Luft holen.

Als sie schliesslich das Meer erreichten, staunte das Känguru nicht schlecht. Wasser, soweit das Auge reichte. Aber der Kuckuck warnte es, Salzwasser sei ungeniessbar. Und das war es tatsächlich, stellte das Känguru fest, als der Kuckuck sich aufmachte, um die Wale zu suchen. Natürlich hatte es trotzdem von diesem Meer probiert.

Der Kuckuck fand die Wale nicht weit vor der Küste. Sie sangen gerade ein Lied in Andante und der Kuckuck, der schon viele Wale gehört hatte, bemerkte, dass es bald fertig sein würde und die Wale Luft holen müssten. Und so war es. Der Kuckuck erklärte mit lauter Stimme sein Anliegen und die Wale hörten geduldig zu. Schüttelten dann aber den Kopf. „Wir sind nicht blöd. Wir schwimmen nicht wieder nach Japan, die jagen uns da. Und wir sind auch kein Taxi. Jetzt haben wir erst gerade diesen verfressenen Waschbären, der einen Vogel sucht, in einem Schilfboot hierhingezogen“. Die Wale bliesen empört eine Wasserfontäne in die Luft und der Kuckuck wurde ganz nass. Aber sein Herz hüpfte vor Freude. „Waschbär“, hatten die Wale gesagt. Gut, verfressen waren ja alle. Und die Wale waren ganz nahe an der Küste, so weit weg konnte das Schilfboot ja wohl kaum sein.

Das Känguru beobachtete vom Strand den Kuckuck in der Ferne und sah langsam ein, dass es wohl doch nicht auf die andere Seite des Meeres kommen würde ohne die Hilfe der Menschen. Und das war immer so erniedrigend, man musste sich in Acht nehmen vor ihnen und wusste nie, wie sie reagieren würden, wenn sie einen entdeckten. War es das wirklich wert? Schliesslich hörte das Känguru eine leise Stimme „Neinnein“ sagen. „Na dann, die anderen werden mich ein bisschen auslachen, aber es ist besser für mich, wenn ich hierbleibe“, entschied es. Doch dann realisierte es, dass das „Neinnein“ gar nicht von ihm, sondern von einigen Felsen in der Nähe kam.



Es hüpfte näher und da war – ihr ahnt es bestimmt – der Waschbär, inklusive Schilfboot das Leck geschlagen hatte. Und just in dem Moment segelte auch der Kuckuck heran. Was für eine Freude, als sich die alten Freunde wiedersahen. Känguru und Waschbär beschnupperten sich interessiert und schüttelten sich schliesslich die Pfoten, wie man es so macht. Und dann erzählte der Waschbär: „Weisst du, das mit dem Winterschlaf wird überbewertet. Ich mag warm. Und ohne dich war es in Japan nicht mehr so lustig. Zuerst wollte ich schwimmen, aber die Wale haben mich ausgelacht, es sei zu weit. Geholfen haben sie dann trotzdem, alles, was weg von diesen bösen Walfängern will, sei unterstützenswert. Also habe ich jede Menge Futter in ein Schilfboot gepackt und bin losgefahren. Die Wale haben mir geholfen.“ Und am Schluss, beim Anlegen, hatte sein Boot ein Loch bekommen, darum auch die vielen Neinneinneins.

„Kann man das essen?“, fragte das Känguru neugierig. Der Waschbär nickte. Das Känguru probierte vorsichtig und spuckte es gleich wieder aus. Schilf war grauenhaft. Zum Glück war es nicht extra deswegen nach Japan gereist. Der Kuckuck und der Waschbär lachten. Und so wurden sie alle drei Freunde und machten das australische Outback unsicher.

Und noch heute ist das Känguru froh, dass es sich entschieden hatte den Kuckuck aufzunehmen und der Waschbär ist froh, dass er sich entschieden hatte nach Australien zu reisen. Ihm gefiel es nämlich ausserordentlich gut im Outback. Und der Kuckuck? Der ist froh, dass er nun, wenn er auf Reisen geht, niemanden alleine zurücklassen muss.

Freude suchen und weitergeben



von Twist



Die Truhe

Als ich in die erste Klasse kam, schenkte mir mein Gotti eine Truhe. Sie sah zwar toll aus, genauso, wie so eine Schatztruhe eben aussehen muss, war aber, anders als die ganzen Schultüten, nicht gefüllt mit leckeren Süßigkeiten, sondern einfach leer. „Füllen musst du sie selber“, erklärte mein Gotti. Das war schwierig. Ich bekam einen Franken Sackgeld pro Woche. Und der kam in mein Sparsäuli und das hatte noch jede Menge Platz. „Kriege ich von dir denn jetzt auch einen Franken Sackgeld pro Woche“, wollte ich wissen. Mein Gotti schüttelte nur den Kopf und sagte ein kompliziertes Wort, das wie „Kapitalist“ klang. Es war wohl nicht allzu nett, aber auch gar nicht für meine Ohren bestimmt. „O nein, in diese Schatztruhe kommen nur Sachen, die man nicht kaufen kann“, erklärte sie ernst. Das verstand ich natürlich, ich hatte zu Hause eine ganze Schneckenhaussammlung. Aber die sollte ihren Platz nicht in der Truhe finden. Mein Gotti drückte mir einen Stapel buntes Papier in die Hand. „Hier, das kommt in die Schatzkiste. Du lernst jetzt schreiben. Und jeden Abend, bevor du ins Bett gehst, schreibst du dir auf, was du mit deinen Freunden und Freundinnen, mit deiner Familie oder mit anderen Leuten für schöne Sachen erlebt hast oder worüber ihr gelacht habt. Die Zettel kommen in die Schatzkiste.“

Ganz verstand ich das zwar nicht, aber mein Gotti war jemand, bei dem man nie wusste, was als Nächstes passieren würde. Vielleicht hatte sie auch eine Idee, wie es weitergehen würde mit dieser Schatzkiste. Vielleicht durfte ich sie zu Weihnachten gegen Süßigkeiten eintauschen oder so. Weil ich als einziger keine Schultüte hatte, durfte ich mich bei Milo bedienen. Und das war dann auch gleich mein erstes Zettelchen (genau genommen musste Mama es für mich fertig schreiben). Ich begann also eifrig schreiben zu lernen und die Kiste zu füllen. An Weihnachten fragte ich mein Gotti, ob ich den Inhalt der Kiste gegen Süßigkeiten tauschen dürfe. „Ist die Kiste denn schon voll?“, wollte sie wissen. Ich schüttelte den Kopf. „Dann gibt’s auf keinen Fall Süßigkeiten“, entschied sie. Ein Jahr verging, ich schrieb weiter Zettelchen, aber die Kiste war immer noch nicht voll. Dann verging noch ein Jahr, noch eins und noch eins. Aber die Kiste war nie ganz voll und mein Gotti wollte den Inhalt nie gegen Süßigkeiten tauschen, und dann vergass ich sogar zu fragen. Aber Zettelchen schrieb ich trotzdem, irgendwie hatte ich mich daran gewöhnt und es war schön mit den Gedanken, was man alles Schönes erlebt hatte, einzuschlafen.

Und dann geschah, was mein Gotti wohl die ganze Zeit schon geahnt hatte, ich erkannte plötzlich, wozu diese Kiste gut war.

Es war November und schon seit einer Weile ziemlich grau und kalt. Das wirkte sich natürlich auf uns Schüler aus, aber ich glaube die Lehrer spürten das noch viel mehr als wir. Milo jedenfalls bekam einen rechten Rüffel (auf Französisch), weil er verpasst hatte zu antworten. Er war sowieso sehr still in letzter Zeit. In Mathe kassierte er den zweiten Zusammenschiss, dieses Mal von seinem Lieblingslehrer, weil er die Hausaufgaben nicht gemacht hatte. „Die sind ja alle schlecht drauf“, versuchte ich ihn nach der Stunde aufzuheitern. Milo schwieg, während wir zur Turnhalle eilten. Das war auch nicht gerade typisch für ihn. Sport war immer gut, Sport war, Sport halt, bewegen anstatt denken. Wer mag das schon nicht. Wir spielten Unihockey, was super war, weil wir so richtig die Sau rauslassen konnten.



Aber Milo, normalerweise einer der besten Spieler in unserer Klasse, verpasste mehrere Pässe. Irgendjemand schrie ihn schliesslich an, er solle endlich aufwachen oder nach Hause gehen. Und dann, ich weiss nicht genau, wie es dazu kam, musste ich einen wild um sich schlagenden Milo von Nathan wegzerren.

Natürlich kassierte ich auch eine und natürlich war genau das der Moment, in dem der Lehrer dazwischen ging, uns alle drei zum Nachsitzen verdonnerte und uns vom Feld nahm. Nathan war echt sauer deswegen, unser Team wurde um drei Personen kleiner und verlor hoch, weswegen die anderen im Team auch nicht mehr besonders gut auf Milo zu sprechen waren. Ich war böse auf den Sportlehrer, ich hatte mich schliesslich mit niemandem geprügelt (nicht, dass das nicht auch schon mal passiert wäre, aber in diesem Fall war ich unschuldig). Ich beschloss den Versuch zu wagen und den Sportlehrer abzufangen. „Du kommst wohl, weil du es unfair findest, dass du nachsitzen musst?“, stellte er fest und blickte mich streng an. Noch einer, der gerade nicht allzu gut gelaunt war. Meine Chancen auf Nichtnachsitzen sanken. „Jaja ich weiss, mitgehangen, mitgefangen“, murmelte ich. Das war so ein Spruch des Sportlehrers, ja aller Lehrer eigentlich. Er wiegte den Kopf. „Dieses Mal würde ich das so nicht sagen. Ich weiss, dass du versucht hast Milo zu stoppen, aber ich glaube, es tut ihm gut, nicht ganz alleine nachzusitzen.“ Diese Antwort hatte ich wirklich nicht erwartet. „Ich muss also nachsitzen, weil Milo sich nicht im Griff hat. Echt jetzt?“, der Sportlehrer nickte. „Vielleicht bringt ihn das zurück auf die Bahn“. Lehrer! Ich trollte mich kopfschüttelnd davon.

An diesem Abend gab's nur ein Zettelchen für das feine Abendessen.

Am nächsten Nachmittag fassten wir Eimer und Hacken und begannen den Pausenplatz zu jäten. Nass, kalt, eklig. Nathan hatte natürlich wieder den tollen Job in der warmen Schule gefasst, nämlich Toilettenpapier auffüllen.

Ich grollte vor mich hin und Milo hing seinen Gedanken nach.

Irgendwann kämpfte er mit einem ziemlich garstigen Unkraut-Büschen, das partout nicht aus der Erde wollte. Milo schrie es an. Ziemlich wüst, sogar für meine Verhältnisse. „Chills mal, das ist nur Unkraut“, murmelte ich. „Lass mich bloss in Ruhe, du hasst mich ja sowieso“, fauchte Milo. Das war das zweite Mal innert zwei Tagen, dass mich eine Antwort ernsthaft überraschte. Ich liess das mal setzen, jätete noch ein bisschen weiter und gab schliesslich meinen Eimer ab. Milo kämpfte noch immer mit seinem Büschel-Busch oder was es auch immer war. „Willst du ihm nicht helfen?“, fragte der Hausmeister. Ich schüttelte den Kopf. „Nicht mit diesem Grünzeug“, murmelte ich und ging nach Hause.

Mir war gerade aufgefallen, warum ich diese Schatzkiste von meinem Gotti eigentlich seit Jahren mit Zetteln füllte. Zu Hause wurde diese auf den Kopf gestülpt. Einen Abend lang wühlte ich mich durch tausend Erinnerungen. Alle, die ich von Milo fand, kamen in die Kiste, die anderen in einen Beutel.

Am nächsten Tag nahm ich meine Milo-Schatzkiste und ging zu ihm nach Hause. Jemand schrie. Eine Türe knallte. Ich klingelte. Milos Papa, wutrot im Gesicht, öffnete. Er sagte nicht mal Hallo. „Miiiiillooooo“, brüllte er. Müde kam Milo an die Türe. Im Innern der Wohnung knallte wieder eine Türe. „Was willst du?“. Ich hielt wortlos die Truhe hin. „Was soll das?“, fragte Milo. „Zieh einen Zettel“, forderte ich ihn auf. Er zog einen und las, dann zog er noch einen und noch einen. „Da steht überall etwas über mich drauf“, stellte er fest und zog einen vierten Zettel. Irgendwann lächelte er. „Das mit der Schultüte weiss ich auch noch“.



Er zog die Türe hinter sich zu, wir setzten uns auf die Treppe und Milo zog noch eine Weile länger Zettel aus der Truhe. Irgendwann leerte er alle zurück und schaute mich an. „Ich weiss, du hasst mich nicht“, stellte er fest. „Es ist nur gerade so: Meine Eltern streiten die ganze Zeit und ich kann nichts dagegen tun, ich komme mir so nutzlos vor.“

Ich schüttelte den Kopf. „Nutzlos sind nur diese streitenden Erwachsenen, du bestimmt nicht. Sonst hätte ich hier nicht eine Schatztruhe voll Milo-Zettel“, erklärte ich feierlich und lud ihn erst einmal zum Abendessen ein.

Milos Laune wurde nicht unbedingt blendend in den nächsten Tagen, aber schon etwas besser. Vielleicht, weil sich seine Eltern dann irgendwann entschieden, dass es so nicht weitergehen könne und Milos Mama auszog. Vielleicht weil er im Moment immer bei uns zum Essen war. Vielleicht, weil ich dem Sportlehrer erklärte, was gerade los war und ich glaubte, die eine oder andere Lehrperson hat daraufhin etwas Nachsicht gezeigt. Und vielleicht auch wegen meiner Schatztruhe. Ich weiss es wirklich nicht. Aber, als mich das Gotti an Weihnachten fragte, ob ich meine Truhe immer noch gegen Süßigkeiten eintauschen wollte, lachte ich sie nur aus. „Ich bin doch nicht verrückt“, die ist so viel Wert, das würde dich und meine Zähne komplett ruinieren. Wir lachten beide.

Sorge tragen zur Natur und allem Leben



Die Erwachsenen der Zukunft

von Alimento

Zwischen grossen und tiefen Sandhügeln liegt verborgen ein kleines zerbrechliches Ei. Es ruckelt und wackelt, dann zerbricht die Schale und zum Vorschein kommt eine kleine Schildkröte. Mit ihren kleinen, feinen Flossen macht sie sich auf den Weg zum grossen Ozean. Ein Instinkt, welcher in ihr wohnt, weist ihr die Richtung. Doch auf dem Weg dorthin muss sie noch eine weite Reise zurücklegen. Sie kämpft sich über einen ersten Hügel, dann über einen zweiten und einen dritten gleich auch noch. Ermüdet und erschöpft erreicht sie auch einen vierten Hügel. Etwas unbefestigt war der Untergrund und ein kleines abgebrochenes Steinchen bringt sie zum Stürzen. Alles dreht sich und sie schlägt am Fuss des Hügels auf. Sehr zu ihrem Erstaunen ist sie jedoch weich gelandet. Sie öffnet ihre Augen und erschrickt bei dem Anblick, der sich ihr bietet. Ein grosser Haufen Plastik, Röhrchen, Verpackungsmaterial und noch vieles mehr. Beissender Gestank sticht in ihre empfindliche Nase und ein unentwirrbares Netz aus Abfall umgibt sie. Kein Ausweg ist in Sicht. Sie schreit verzweifelt um Hilfe, doch ihre Stimme scheint noch zu leise zu sein, sodass sie niemand hören kann, dachte sich die kleine Schildkröte zunächst.

Etwas weiter entfernt spielt jedoch ein kleines Mädchen aus dem nahegelegenen Dorf gerade mit einigen Muscheln. Ihr Name ist Milena und sie hebt erstaunt den Kopf von ihrem Spiel, als sie, gedämpft vom Rauschen des Meeres, ein leises, feines Fiepsen hört, und macht sich auf die Suche nach dessen Herkunft. Nur wenige Schritte von ihr entfernt entdeckt sie den ekelerregenden Abfallhaufen.

„Da drin muss es sein“, denkt sie sich und beginnt den Haufen zu durchwühlen. Was sie findet, erschreckt sie. Eine kleine hilflose Schildkröte im Abfall gefangen, der durch andere produziert worden ist.

„Was ist das nur für ein Dreck?“, fragt sie sich immer wieder. „Warum müssen hilflose Tiere leiden, während niemand merkt, dass ihr Leben zerstört wird? Das ist nicht fair!“.

Milena befreit die kleine Schildkröte vorsichtig und bringt sie behutsam zum Meer. Erst sieht sie ihr bei ihren ersten Schwimmszügen hinaus ins weite Meer zu, bis sie sie aus den Augen verliert, dann geht sie nach Hause. Zurück in ihrem kleinen Dorf erzählt sie ihrem Vater davon, doch er will nichts davon wissen. Egal wie sehr ihr Vater diese Geschichte herunterspielt und verharmlost, Milena lässt nicht nach und geht schliesslich hilfesuchend zu ihren Freunden nach draussen und erzählt ihnen von den Vorkommnissen an diesem Morgen. „Wir sind die Erwachsenen der Zukunft und so, wie unsere Eltern, wollen wir doch nicht werden? Einen solchen Müllhaufen können wir nicht hinterlassen!“, fügt sie hinzu.

Milena findet Gehör bei ihren Freunden und gemeinsam säubern sie den Strand und entsorgen den Müll. Denn so, wie ihre Eltern, wollen sie die Welt nicht hinterlassen, wenn sie erwachsen sind.



von Twist

Zweibeiner und Vögel

Irgendwo in einem Olivenhain sassen einige Vögel und klopfen faule Sprüche. An und für sich sind Vögel auf Bäumen ja nichts Ungewöhnliches, aber in diesem Fall hätte ein geübter Ornithologe (Vogelbeobachter) wohl allen Grund gehabt, sich zu wundern. Da sassen nämlich gleich vier verschiedene Vogelarten auf dem gleichen alten Olivenstamm und das ist für Vögel dann doch eher ungewöhnlich. Aber das müssen die Ornithologen ja nicht unbedingt erfahren.

Dass die Vögel faule Sprüche klopfen, ist übrigens unter Vögeln üblich (besonders Spechte behaupten immer, darin besonders gut zu sein, immerhin klopfen sie ja auch sonst an allem herum). Dummerweise ist dieses Wissen nur jenen gegönnt, welche die Natursprache sprechen.

Gerade machten sich die Vögel genau darüber lustig.

„Diese dumme Spezies. Nicht mal die Natursprache sprechen sie“, lachte ein Kuckuck. „Stellt euch vor wie langweilig, wenn wir nur noch miteinander und nicht mehr mit den anderen Tieren oder dem Meer oder den Blumen sprechen könnten.“

„Sehr langweilig“, pflichtete eine Wildtaube bei.

„Ohne das Meer wüssten wir nie, wie man nach Süden kommt“, sagte ein anderer Kuckuck nachdenklich. Viele Vögel pflichteten ihm bei, das Meer war wirklich sehr hilfsbereit.

Eine Eule berichtete: „Die Möwen haben mir erzählt, diese Zweibeiner da würden ihren Pelz abwerfen, wenn sie schwimmen gehen und ihn dann wieder anziehen.“

Eine andere Eule plusterte sich auf „Klingt ja total umständlich.“

„Der Pelz dieser Zweibeiner ist sowieso sehr schlecht, sie können ja kaum eine Nacht draussen schlafen“, warf eine weitere Eule ein.

„Stimmt, sie bauen so komplizierte Nester mit vielen Löchern. Aber wenn man in eins reinfliegt, werden sie böse“, erzählte eine Wildtaube und fuhr fort: „Und wenn die Sonne hineinscheint, werden sie auch böse und klappen es zu.“

„Die Möwen haben auch erzählt, dass die Zweibeiner sich in die Sonne legen, damit sie wieder trocken vom Wasser werden“, sagte eine der Eulen, die offenbar auch regen Kontakt zu weiteren Vögeln pflegte. Das fanden viele der Vögel nicht ungewöhnlich, die Sonne war ja da, um das Gefieder zu trocknen und zu wärmen. „Aber sie können nicht einfach in die Sonne liegen, sie werden krebsrot, sie müssen Milch einstreichen. Eine der Möwen hat mal so eine Milch gekostet, es muss schrecklich sein“. Die Eule schüttelte sich.

„Ich habe gesehen, dass sie fliegen“, erzählte ein Specht.

„Aber sie haben keine Flügel, sie brauchen ein Extragefieder. Das tragen sie, wie eine Schnecke ihr Haus, mit sich herum.“

„Mhmm, Schnecken“, murmelte ein anderer Specht.

„Und wenn eins kaputt geht, dann lassen sie es einfach hängen, sodass wir uns darin verheddern“, fuhr der erste Specht fort.



„Was sich die Natur wohl dabei gedacht haben mag? Dumme Spezies!“, zwitscherte ein weiterer Specht.

„Sehr dumm sogar. Und gefährlich. Weil sie die Natur nicht verstehen, machen die Zweibeiner sie immer mehr kaputt“, meldete sich der Olivenbaum zu Wort. Die Vögel schreckten auf. Manche, weil sie ganz vergessen hatten, dass der Olivenbaum auch noch da war, aber die meisten wohl, weil er ganz recht hatte. Kein anderes Lebewesen war sooo rücksichtslos.

„Vielleicht liegt es am Feuer“, überlegte eine der Wildtauben. „Ohne das Feuer können sie kaum Futter machen. Ohne das Feuer können sie nicht diese hässlichen Dinger paffen und überall rumliegen lassen, sodass man als Vogel immer zuerst hineinbeissen muss, um zu wissen, dass es kein Futter ist. Und ohne das Feuer können sie auch nicht Sachen erwärmen, damit sich diese später formen lassen.“

Für viele Vögel war das einleuchtend. „Ich würde ihnen auch die Natursprache beibringen, wenn sie dafür aufhören würden alles kaputt zu machen“, sagte schliesslich ein Kuckuck leise. Da war er nicht der einzige. Die Vögel begannen zu überlegen, wie man dieses Angebot den Menschen am besten unterbreiten konnte. Aber bis heute ist ihnen wohl keine schlaue Idee in den Sinn gekommen.

Zitat

von Alanis Obomsawin

„Erst wenn der letzte Baum gerodet, der letzte Fluss vergiftet, der letzte Fisch gefangen ist, werdet ihr merken, dass man Geld nicht essen kann.“

Fragen zum Zitat:

- Ist Umweltschutz ein Thema bei euch zu Hause?
 - Was macht ihr oder eben leider nicht?
- Schaut ihr Zuhause darauf, dass alle im Haushalt etwas für unsere Umwelt tun?
- Was hast du in der Schule über unsere Umwelt bereits erfahren?
- Wo siehst du noch Möglichkeiten, um unsere Umwelt besser zu schützen?
- Was denkst du über Menschen, wenn du siehst, wie sie Abfall einfach wegwerfen, statt im Abfalleimer zu entsorgen?
 - Wenn das Freunde von dir machen, machst/sagst du dann etwas dagegen?



Arbeitsweg

von Squirrel

Als ich heute Morgen meine vier Wände Richtung Stadt verlassen habe, bin ich gemütlich dem Waldrand entlang gegangen. Es ist ein schöner Septembermorgen, noch nicht zu kalt, jedoch merkt man bereits die Feuchtigkeit des Nebels in der Luft und wie er sich auf den Wangen niederlegt. In den Strassen hört man den Verkehr rauschen, in den Hecken die Amseln pfeifen und unter den gefallen Blättern im Wald raschelt irgendetwas. Während ich meinen Weg gehe und dem Knirschen des Kiesweges unter meinen Füßen lausche, bemerke ich in der Ferne jemanden, der sich sehr auffällig verhält. Immer wieder geht dieses Wesen ein paar Schritte, bückt sich und beginnt dieses Prozedere von vorn, wie von einem Rhythmus getrieben, den ich nicht erkennen oder fühlen kann. Fürs Pilzsammeln ist es noch zu früh, für Löwenzahn bereits zu spät und Baumnüsse wachsen nirgendwo in dieser Gegend. Als ich langsam näherkomme, nimmt das Wesen immer mehr Struktur an, die Umrisse werden klarer. Ich erkenne Einkaufstaschen, solche Mehrwegdinge, welche man in den Einkaufsgeschäften an der Kasse für zwei Franken erhält. Die eine quillt bereits über, die andere scheint auch immer voller zu werden. Als ich nur noch wenige Meter von der Person weg bin, merke ich, dass es sich um ein Mädchen handelt, nicht älter als 14 Jahre, obwohl das in diesem Alter schwierig abzuschätzen ist. Als ich bei ihm ankomme und seine beiden Taschen betrachte, sehe ich viele mit Erde und Laub bedeckte Verpackungsresten, PET-Flaschen und leere Zigarettenschachteln. Das Mädchen bemerkt mich erst gar nicht und klaubt eine weitere Verpackung aus dem Unterholz. Als es mich bemerkt, zuckt es vor Überraschung kurz zusammen, verstaut die gefundene Schokoriegelverpackung im halbvollen Sack und will gleich wieder weitersuchen.

Ich unterbreche seinen Rhythmus und frage, wieso es das macht. Wie selbstverständlich antwortet das Mädchen mir: „Weil dieser Abfall die Natur stark belastet und damit auch uns Menschen schadet.“ Ich antworte ihm, dass dieses Sammeln kaum einen Sinn ergibt, denn überall wo man langgeht, liegt Abfall herum und in einem Monat sieht wieder alles gleich aus. Es dreht sich um und zeigt auf den Weg, den es bereits hinter sich hat und erklärt mit spürbarer Überzeugung: „Ja, im Grossen und Ganzen haben Sie schon Recht. Für diese Meter Natur ergibt es aber einen Sinn. Noch mehr Sinn würde es machen, wenn der Abfall gar nicht erst in der Natur landen würde. Wenn jeder seinen Abfall mitnehmen und nur einen einzelnen Meter pro Tag von Abfall befreien würde, wäre unsere Natur im Nu abfallfrei“.

Dies leuchtet mir ein. Auf meinem weiteren Weg Richtung Arbeit vergesse ich das Rauschen der Strasse, die Amseln in den Büschen oder das Rascheln der Blätter im Wald. Ich denke über das eben Erlebte nach.

Seit diesem Tag habe ich auf meinem Arbeitsweg immer eines dieser kleinen Plastiksäckchen für Hundekot dabei und hebe hier und da einen Fetzen Abfall auf oder sammle eine weggeworfene Getränkedose ein. Es ist sicher nicht viel, aber Schritt für Schritt wird mein Arbeitsweg sauberer, schöner und lebenswerter. Immer wieder bin ich mit den Gedanken bei dem Mädchen, das ich an einem schönen Herbstmorgen am Waldrand getroffen habe.

Schwierigkeiten mit Zuversicht begegnen



Spaghetti

von Twist

Mein kleiner Bruder und ich lümmelten vor dem Fernseher herum. Draussen regnete es. Die Hausaufgaben waren (fast) alle erledigt. Es begann langsam einzudunkeln. Unsere Eltern waren noch nicht zu Hause.

Das Telefon klingelte. Mein kleiner Bruder und ich lieferten uns ein wortloses Schere-Stein-Papier-Spiel, wer von uns rangehen sollte und wer weiterhin Bart und Lisa beobachten durfte. Ich verlor (wobei ich bis heute glaube, dass er mogelte) und eilte zum Hörer. Es war Mami. Es gab irgendein Problem bei der Arbeit und sie würde es nicht rechtzeitig zum Nachtessen nach Hause schaffen. Sie schlug vor, dass wir einfach belegte Brote vorbereiten sollten. Und die Spaghetti, ja, die könne man ja auch Morgen noch machen. Na gut!

Ich teilte diesen Auftrag meinem Bruder mit. Aber er war überhaupt nicht begeistert, er hatte sich die Spaghetti so gewünscht und dafür ja extra die ganze Woche den Kompost rausgebracht. Wobei ehrlich gesagt, war es wohl andersrum, Mami hat gefragt, ob er zum Kompost gehen könne, er hat gefragt, was er dafür kriegen würde und dann kam von ihr der Vorschlag: Essenswunsch gegen die ganze Woche Kompostdienst. Da willigte er schliesslich ein (vielleicht auch, weil er ahnte, dass er am Ende sowieso zum Kompostdienst verknurrt worden wäre).

Nachdem er ein paar wirklich gemeine Sachen über Mamis Arbeit gesagt hatte, schlug ich vor, dass ich doch kochen könnte. Mein Bruder lachte nur. Ganz offensichtlich war es Zeit für eine nettere Fernsehsendung.

Freundlich wie er war, erinnerte er mich an meine bisherigen Kochversuche. Gut, das Spiegelei war in Ordnung, aber beim Speck hatte das Fett zu brennen begonnen. Papa hatte zum Glück sofort einen Deckel auf die Pfanne gelegt und diese vom Herd genommen, ehe die Küche in Flammen aufgehen konnte. Und das mit den hartgekochten Eiern, die ich in der Pfanne vergessen hatte, das war wirklich auch keine Glanzleistung (ja, das Wasser ist verdunstet. Ja, hartgekochte Eier können explodieren. Nein, es ist nicht so schlimm zum Putzen, aber es stinkt). Beim Caramel sagten alle, dass es nicht einfach wäre. Mami hatte, soweit ich merkte, keine Freude an der Pfanne mit dem gebrannten Mandelklumpen (nachdem die eine Pfanne beim Eier kochen kaputt gegangen war und die Mandeln in einer weiteren Pfanne festgehockt waren, habe ich ihr einfach beide Pfannen unter den Weihnachtsbaum gelegt).

Aber Kuchen, Kuchen konnte ich machen. Und seit der Geschichte mit den Eiern war ja auch schon eine Weile vergangen.

Mein Bruder schüttelte nur den Kopf. „Vergiss es, du kannst nicht kochen“. Aber irgendwann reichten mir diese fiesen Sprüche. Es war genau der richtige Moment, um endlich allen zu zeigen, dass ich es eben doch konnte.

Und Spaghetti sei ja gar nicht so schwer. Dafür braucht Mami ja nicht mal ein Kochbuch. Und zugeschaut haben wir ja auch schon beim Kochen. Ich spedierte meinen Bruder, die kleine Nervensäge, kurz entschlossen aus der Küche und schlug ihm die Tür vor der Nase zu.

Tief durchatmen. Spaghetti suchen. Sauce suchen. Sauce in eine Pfanne, Pfanne auf den Herd, anstellen, Deckel drauf, warten. Papa hatte einmal etwas von köcheln lassen gesagt.

Spaghetti müssen ins Wasser. Also grosse Pfanne mit Wasser füllen und auf den Herd stellen. Herdplatte anstellen.



Und dann muss man warten. Die Küche ist ganz schön langweilig, wenn man so lange warten muss. Ich holte meinen Gameboy und setzte mich auf den Küchenhocker. Irgendwann hörte ich ein Geräusch, etwas blubberte. Zu meinem Bedauern war es nicht das Wasser, sondern die Sauce. Aber das war ja gut, hatte Papi gesagt. Übrigens, man soll nie direkt in die Pfanne spienzeln, wenn sie blubbert, die Sauce war in einem ausgesprochen lebendigen Zustand und erwischte auch mein Gesicht. Bei Papi war das nie so. „Du musst diese Platte runterdrehen“, belehrte mich der kleine Besserwisser-Bruder. Ich stellte ihn kurzerhand nochmals aus der Küche, aber tat dann doch, was er vorgeschlagen hatte. Es half. Inzwischen kochte auch das Wasser. Da ich ja lernfähig bin, stellte ich die Temperatur etwas zurück, sorgte für genügend Abstand und spienzelte in die Pfanne. Salz, aber nicht zu viel, sonst ist man verliebt (Ich war es, aber das durfte niemand wissen). Also nur wenig Salz. Ganz wenig. Das Wasser zischte und hörte auf zu kochen. War das jetzt richtig? Sollte ich Mami anrufen und fragen? Oder vielleicht die Nachbarin holen? Ich war verunsichert. Doch dann kam mir die Idee des Kochbuchs. Spaghetti-Rezepte gab es dort bestimmt. Während ich das richtige Kochbuch suchte, begann das Wasser wieder zu kochen.

Laut Kochbuch sollte man die Spaghetti ins kochende Wasser legen und nach acht Minuten wieder rausnehmen. Ich schüttete also diese Spaghetti gemäss Anleitung ins Wasser. Dumm nur, dass diese enorm viel Platz in der Pfanne brauchten – das Wasser schwappte über auf die Herdplatte. Mein Bruder kicherte. Ich drückte die Spaghetti mit einem Löffel zurück und suchte das Spaghettisieb. Mein Bruder probierte etwa alle zehn Sekunden die Spaghetti. „Noch nicht ganz gut“, sagte er fachmännisch. Wir warteten, probierten wieder. „Immer noch nichts.“ Wir suchten Geschirr und Besteck zusammen, ich testete eine weitere Spaghetti. Es schmeckte, wie es sollte.

Vorsichtig, um nicht auf der Zielgeraden noch einen Fehler zu machen, leerte ich die Spaghetti ab und gab, wie es Mami immer tut, etwas Butter in die Pfanne.

Und dann hörten wir von der Haustür ein fröhliches „Hallo“. Beide Eltern waren zu Hause. Sie staunten nicht schlecht über mein Werk. Und ich wusste, auch wenn mein Bruder mehrfach betonte, dass er zum entscheidenden Erfolg beigetragen hatte, schliesslich hatte er sie ja getestet wie verrückt, dass ich es geschafft hatte: Ich konnte trotz all dieser Startschwierigkeiten kochen.



Die Fabel von den Fröschen

geändert von Alimento

– Weise Geschichte

Eines Tages entschieden die Frösche, einen Wettlauf zu veranstalten. Um es besonders schwierig zu machen, legten sie als Ziel fest, auf den höchsten Punkt eines grossen Turms zu gelangen. Am Tag des Wettlaufs versammelten sich viele andere Frösche, um zuzusehen. Dann endlich, begann der Wettlauf. Nun war es so, dass keiner der zuschauenden Frösche wirklich glaubte, dass auch nur ein einziger der teilnehmenden Frösche tatsächlich das Ziel erreichen könnte. Anstatt die Läufer anzufeuern, riefen sie also „Oje, die Armen! Sie werden es nie schaffen!“ oder „Das ist einfach unmöglich!“ oder „Das schafft ihr nie!“. Und wirklich schien es, als sollte das Publikum recht behalten, denn nach und nach gaben immer mehr Frösche auf. Das Publikum schrie weiter: „Oje, die Armen! Sie werden es nie schaffen!“ Und wirklich gaben bald alle Frösche auf – alle, bis auf einen einzigen, der unverdrossen an dem steilen Turm hinaufkletterte. Er sieht wie alle anderen herunterfallen, das kümmert ihn nicht, er will es schaffen und er wird es schaffen, denkt er sich, denn er sieht nur das Ziel vor sich und kämpft weiter, bis er als Letzter und Einziger oben ankommt. Die Zuschauerfrösche waren vollkommen verdattert und alle wollten von ihm wissen, wie das möglich war. Einer der anderen Teilnehmerfrösche näherte sich ihm, um zu fragen, wie er es geschafft hatte, den Wettlauf zu gewinnen.

Und da merkten sie erst, dass dieser Frosch taub war!



Piostufe

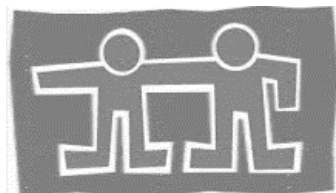
Wir Pios wollen ...

Offen und ehrlich sein



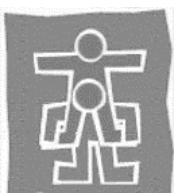
- In den Fusstapfen des Vaters
- Entscheidungen sind nicht immer einfach

Andere verstehen und achten



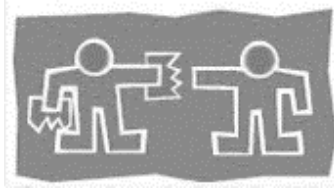
- Mein Handy
- Die Wende

Unsere Hilfe anbieten



- Jeden Tag eine gute Tat
- Sam's Geburtstag

Miteinander Teilen



- Ausmisten
- Blackout

Uns entscheiden und Verantwortung tragen



- Shoppen unter Freundinnen
- Der Jahrgangssprecher

Freude suchen und weitergeben



- Über die Brücke
- Zivildienst

Sorge tragen zur Natur und allem Leben



- Lagerfeuergeschichte
- Party mit Folgen
- Zitat

Schwierigkeiten mit Zuversicht begegnen



- Zusammen geht es besser
- Projekt Phönix

Offen und ehrlich sein



von Twist

Fusstapfen

Ich gebe zu, es hat wirklich viele Vorteile, wenn der eigene Paps ein eigenes Geschäft hat, besonders wenn es eine Gärtnerei ist. Zum Beispiel war das mit dem Sommerjob weder für mich noch für meine beiden Kumpels Theo (eigentlich Theodor, aber wer sagt das schon) und Linus je ein Problem. Paps konnte uns seit unserem zwölften Geburtstag immer für irgendwas brauchen. Und es war immer lustig, egal welche eintönige Arbeit wir gerade vor uns hatten. Aber mit Freunden ist die Welt wohl immer irgendwie besser.

Ihr kennt das, irgendwann geht es um diese Berufswahl. Während andere sich den Kopf zerbrachen zwischen Baubranche, Büro, Verkauf, Lebensmittelverarbeitung, Zwischenjahr etc. entdeckte ich, dass es auch einen grossen Nachteil hat, wenn der eigene Paps sein eigenes Geschäft besitzt. Das mit meiner Berufswahl hat nämlich sich bereits bei meiner Geburt und meine Meinung kundzutun entschieden – selbstverständlich werde ich Gärtner und die Bude übernehmen. Von wegen Berufswahl – mit Wahl hat das wohl gar nichts zu tun, mehr mit einer Diktatur.

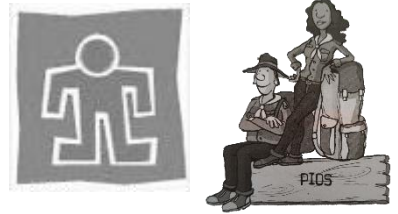
Meine Schnupperlehre war schon organisiert, als ich nach dem ersten halben Tag Berufswahlkunde von der Schule nach Hause kam. Natürlich kannte Paps da einen anderen Gärtner.

Ich bin sicher nicht komplett unbegabt im Umgang mit diesen Pflanzen und den Gartengeräten. Aber das ist wahrscheinlich niemand, der damit aufwächst. Und klar kenne ich verschiedene Griffe und Kniffe und Ranken und Pflanzen. Gezwungenermassen.

Mein Schnupperlehrmeister (er war auch sonst der Lehrmeister in diesem Betrieb), war einen Moment lang überrascht über mein Können. Aber als er erfuhr wessen Sohn ich war, stiegen die Erwartungen natürlich drastisch an. Schlimm war das alles nicht. Aber lange nicht mehr so lustig, wie während den Sommerferien mit Theo und Linus. Die beiden fehlten mir. Theo wollte ans Gymnasium und Linus probierte sich als Koch. Und ich wusste wirklich nicht, ob ich das Gärtnern tatsächlich gerne machte.

Es kam, wie es kommen musste. Ende Woche nahm sich der Lehrmeister Zeit für mich.

„Na Nick, wie ist es so in den Fusstapfen deines Vaters?“, fragte der Lehrmeister. Ich zuckte die Schultern. „Wir hätten da eine Lehrstelle für dich.“, fuhr er fort. Ich seufzte. Der Lehrmeister hob die Augenbrauen. „Das ist nicht gerade die typische Reaktion auf solch ein Angebot“, stellte er trocken fest. Ich entschuldigte mich, er hatte natürlich recht. „Was ist denn das Problem?“, wollte er wissen. Ich hatte bisher noch keinen Gärtner kennengelernt, der so viele Fragen an mich stellte. Was sollte ich ihm nun sagen? Dass ich nicht soo gerne gärtner? Aber was, wenn das dann bis zu Paps kommt? Ich entschloss mich, aufrichtig zu sein. Meine Antwort schien ihn wirklich zu interessieren. „Ich weiss doch gar nicht, ob ich wirklich Gärtner werden will. Pflanzen und so sind ja total ok, aber irgendwie ...“ So ganz schien das den Lehrmeister nicht zu überraschen. „Wie sieht es denn aus mit Geometrie bei dir?“, wollte er wissen.



Der Kerl stellte echt viele Fragen. „Mach ich gern“, antwortete ich ehrlich. Der Lehrmeister wiegte den Kopf hin und her. „Ich mache dir folgenden Vorschlag. Du kommst in deinen Frühlingsferien nochmals eine Woche her und schaust unserem Landschaftsarchitekten-Zeichner über die Schulter. Da braucht man ein räumliches Vorstellungsvermögen, Gartenkenntnisse und Mathe und Geometrie.“ Ich war etwas baff ab diesem Vorschlag, nahm ihn aber gerne an.

Ein bisschen Angst hatte ich trotzdem, als ich Paps von dieser Möglichkeit erzählte. Aber der nickte nur. „Ja stell dir vor, wo wir wären ohne Marianne?“, sagte er. „Die macht genau das.“

Ich denke gerne an diesen Tag zurück, gerade in Momenten, in denen nicht alles so läuft, wie es soll. Ich hatte wohl Glück, dass der Lehrmeister mir auf den Zahn fühlte. Und ich bin bis heute froh, dass ich den Mut hatte, ehrlich zu sein. Ihm und meinem Vater gegenüber, aber vor allem war ich ehrlich zu mir selbst.

Ich mag meinen Job. Dreimal dürft ihr raten, wer nicht Gärtner geworden ist.



Entscheidungen sind nicht immer einfach

von Alimento

Manuel steht vor einer wichtigen Entscheidung. Soll er, wenn er die Schule beendet hat, eine Ausbildung beginnen oder sollte er doch lieber ein Studium vorziehen? Für ihn hat beides so seine Vor- und Nachteile. Die Gespräche mit seinen Eltern ergaben lediglich dieselben Antworten: „Geh studieren, mach etwas aus dir, anstatt in einem gewöhnlichen, mittelklassigen Beruf deine Zeit zu verschwenden“.

Doch insgeheim zog es Manuel immer zum Bau: Maurer oder Dachdecker. Woher dieses Interesse kam, wusste er selbst nicht. Doch es steckte für ihn eine gewisse Faszination und Befriedigung darin, etwas mit seinen eigenen Händen zu erschaffen. Schliesslich wurde die Berufswahl auch in der Schule Thema, Man ging gemeinsam zur Berufsberatung und besuchte Berufsmessen jeglicher Art. Doch auch seine Lehrer bliesen ins gleiche Horn, wie seine Eltern zuvor. Auch sie beharrten darauf, dass Manuel das Zeug zur Matura hätte, dass seine schulischen Leistungen mehr als nur gut genug wären und ein Studium eine vollkommen logische Laufbahn darstellte. Seine beiden Brüder, vier und sechs Jahre älter als er selbst, hatten sich damals für eben diesen Weg entschieden. Sie studierten, lebten noch immer zu Hause und waren abhängig vom Geld ihrer Eltern. Manuel begriff dieses Konzept einfach nicht. Er wollte selbständig werden, sein eigenes Geld verdienen, in eine eigene Wohnung ziehen und für sich selbst sorgen können. Doch diese Gedanken behielt Manuel für sich.

Also stand alsbald ein Elterngespräch mit seinem Lehrer an, da er sich noch immer nicht für einen weiteren Ausbildungsweg entschieden hatte. Eingeschüchtert und überrumpelt von der Beharrlichkeit der Erwachsenen beliefen sich Manuels Antworten lediglich auf ‚ja‘ und ‚ich verstehe‘, da er sich aus Angst gänzlich vor ihnen verschloss. Wie sehr sie alle doch enttäuscht wären, wenn er ihnen von seinen eigentlichen Berufswünschen berichten würde!

Von sich selbst enttäuscht und niedergeschlagen verkroch sich Manuel zu Hause sofort in sein Zimmer, um alleine zu sein. Er war der Einzige seiner Klasse, der von den Lehrern ausschliesslich Studiengänge zur Auswahl vorgelegt bekam, während alle anderen verschiedenste Berufsvorschläge erhielten. Einer interessanter als der andere! In den Pausen informierte sich Manuel selbst bei seinen Freunden über deren Berufswünsche und -vorschläge, da er seinen Berufswunsch bei niemandem sonst anzusprechen wagte. Er würde doch ohnehin nicht ernst genommen werden von den Lehrern und seinen Eltern.

Eines Tages jedoch bemerkte sein bester Freund Alex, dass sich Manuel viel mehr für seine als für die eigenen Ausbildungswege interessierte und fragte ihn nach dem Grund. „Willst du nicht lieber einen Beruf wählen, als ein Studium? Dich interessieren die Studiengänge doch gar nicht“.

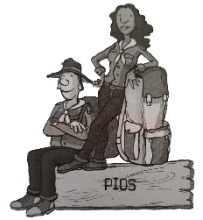
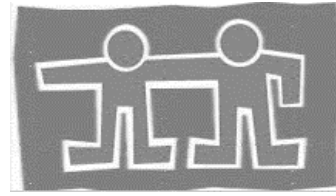


„Eigentlich will ich nicht studieren“, gab Manuel zu und fügte an: „Aber wenn ich das meinen Eltern sage, sind sie bestimmt enttäuscht von mir. Alle in unserer Familie haben studiert, weisst du.“ Er versuchte das mit Stolz zu sagen, doch die Traurigkeit schwang zu stark in seiner Stimme mit. Auch sein Verhalten veränderte sich. Er wurde still im Unterricht und beteiligte sich immer weniger an Gesprächen. Besonders wenn es um das Thema Berufswahl ging. Alex war besorgt um seinen Freund und ergriff die Initiative. Er sprach mit seiner Lehrerin, Frau Rössli, darüber und erzählte ihr von Manuels Dilemma. Auch wenn sie nicht die Klassenlehrerin von Alex und Manuel war, hörte sie gespannt zu und suchte später das Gespräch mit Manuel selbst.

Verärgert darüber, von seinem besten Freund an die Lehrerin verraten worden zu sein, erzählte Manuel erst gar nichts, lenkte aber ein, als Frau Rössli ihm erklärte, was eine falsche Wahl für ihn bedeuten könnte. Einen Umweg von mehreren Jahren, nur um schliesslich doch einen anderen Beruf zu erlernen, sich umschulen zu lassen und das alles mit jahrelanger Verspätung und enormem seelischen Stress. „Ausserdem“, fügte Frau Rössli an, „kann man sich auch in verschiedenen Berufsfeldern weiterbilden und einen Studienabschluss erlangen, wenn man sich Mühe gibt.“ Sie versprach ihm, mit seinem Klassenlehrer und seinen Eltern zu sprechen, damit er sich nicht mehr so in die Ecke gedrängt fühlte und seine Wünsche offen äussern konnte.

Das nächste Gespräch mit seinen Eltern verlief gänzlich anders als erwartet. Statt Enttäuschung und böse Blicke, erwarteten ihn Verständnis und warme Worte. Egal wie er sich entschied, er würde sie niemals enttäuschen, versicherten ihm seine Eltern. Und seine Mutter fügte an, wie erwachsen und reif sie seine Haltung, für sich selbst sorgen zu wollen, fände. Also entschied sich Manuel für eine Lehre als Dachdecker, schloss einen Lehrgang zum Projektleiter an und absolvierte schlussendlich die Meisterschule. Dieser Werdegang wäre ohne Freude und Überzeugung kaum erfolgreich gewesen.

Andere verstehen und achten



Mein Handy

von Squirrel

Es gibt da diesen Jungen, Stefan, in meiner Klasse. Er ist beliebt, gut im Sport und viele Jungs hören auf das, was er sagt. Das ist alles schön und recht, jedoch habe ich oft Mühe mit gewissen Äusserungen, die Stefan von sich gibt. Er schimpft gegen Ausländer, und dass diese doch nur zu uns kommen, um sich ein schönes Leben auf unsere Kosten zu machen. Dass sie unsere Jobs wegnehmen und unser schönes Land samt Traditionen verändern wollen.

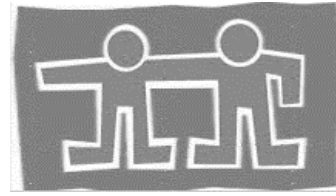
Ich habe in den letzten Monaten vieles zu diesem Thema im Fernsehen gesehen, ich habe Bilder gesehen, wie es in den Ländern aussieht, aus denen die Flüchtlinge stammen. Ich verstehe ein wenig, wieso sie ihre Heimat verlassen und sich auf eine schwierige, gefährliche und oftmals tödliche Flucht einlassen. Ich möchte auch nicht in einem Land leben, das nur noch aus zerbombten Häusern besteht, in dem ich nichts zu essen hätte oder jeden Tag um mein Leben fürchten muss. Gerade zeigten die Nachrichten wieder eine Reportage über ein gesunkenes Flüchtlingsboot. Viele Menschen sind ertrunken und diejenigen, die helfen möchten, werden von den Politikern daran gehindert.

In der Schule griff unser Lehrer dieses Thema im Geografieunterricht auf und liess uns dazu eine Diskussion führen. So ähnlich, wie dies die Politiker im Fernsehen vor Abstimmungen machen. Stefan meldete sich sofort und ich sah meine Zeit gekommen, mich seinen Argumenten zu stellen.

Stefan durfte beginnen und brachte seine bekannten Argumente: Die Migranten seien nur auf unser Geld aus, stählen unsere Arbeitsplätze und besässen alle ein Handy, welches vom Steuerzahler bezahlt würde. Man müsse deshalb den Flüchtlingsstrom stoppen und dürfe niemanden mehr in unser schönes Land hereinlassen.

Nun durfte ich meine Meinung äussern. Ich schilderte die Bilder, die ich in den News gesehen habe. Ich erzählte von den zerstörten Städten, dem vielen Leid, das die Bevölkerung in diesen Ländern ertragen muss. Kein Flüchtling verliesse freiwillig seine Heimat, Familie und Freunde, niemand liesse sein Hab und Gut einfach so zurück. Auch ging ich auf das Handy ein, das die meisten Flüchtlinge dabei haben. Wie sonst soll man in der Ferne Kontakt zur Heimat halten oder Fotos als Erinnerung mit auf die Flucht nehmen?

Ich fragte Stefan nach unserer Diskussion, woher er seine Informationen, die er so gerne kundtat, hätte. Stefans Argumente stammten von seiner arbeitslosen Tante, bei der er regelmässig die Wochenenden verbringt. Diese wiederhole dauernd die gleichen Sätze. Dass die Ausländer an ihrer Situation schuld seien und sie nur ihren Job verloren hätte, weil die Ausländer billiger arbeiten würden. Dies sei auch der Grund, warum sich seine Tante so oft betrinken würde. Da muss man doch sauer auf die Flüchtlinge sein.



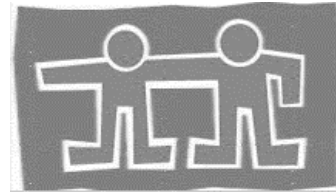
Plötzlich begriff ich, wie Stefan zu seiner so negativen und festgefahrenen Meinung kam. Wenn man nicht über Gehörtes nachdenkt und sich keine eigene Meinung aufgrund von Fakten bildet, muss man den Meinungen anderer einfach blind vertrauen und hoffen, dass diese richtig sind.

Nach der Schule konnte ich mit Stefan ein langes Gespräch führen. Ich zeigte ihm Bilder auf meinem Handy von den Gebieten, aus denen die Flüchtlinge stammten. Und ich versuchte seine Argumente mit Fakten zu widerlegen. Ich erzählte ihm, dass die meisten Flüchtlinge wieder nach Hause gehen wollen, sobald der Krieg oder die Not in ihren Ländern vorüber ist. Zudem zeigte ich Stefan auf, dass Migranten als Arbeitskräfte wichtig für unsere Wirtschaft sind und diese auch Steuern bezahlen, wie seine Tante. Und dass Flüchtlinge oftmals nur acht Franken Nothilfe pro Tag bekämen und sie damit Kleidung, Essen und Hygieneartikel kaufen müssten.

Stefan rechnete sich aus, wie weit er mit 56 Franken in der Woche kommen würde, wenn er alles selber bezahlen müsste und war richtiggehend geschockt, dass er für eine neue Jeans fast zwei Wochen sparen müsste und dann noch nichts gegessen hätte.

Zum Schluss wollte ich von ihm wissen, was er auf seine Flucht mitnehmen würde, wenn er das Land in den nächsten zehn Minuten verlassen müsste.

Er antwortete: Mein Handy.



Die Wende

*Autor unbekannt
geändert durch Alimento*

Ben war zwölf, als er zum ersten und letzten Mal auf der Bühne stand. Er war der längste in seiner Klasse und sah älter aus als die andern, deshalb hatte ihm der Lehrer die Rolle des Vaters im Theaterstück gegeben. Sie probten fast ein Jahr lang, immer auch während der Schulstunden, bis zum Überdruß. Endlich war der Elternabend da und die Turnhalle bis auf den letzten Platz gefüllt mit Erwachsenen im Feiertagsgewand. Wie aufgeregt die Eltern da unten waren und so stolz: Ein Stolz, unabhängig von den Darbietungen. Es waren doch ihre Kinder ...

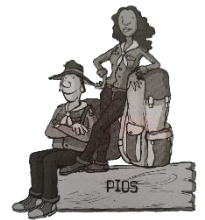
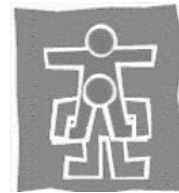
Am Anfang wurden Gedichte heruntergerasselt. Ein blondes Kind mit engelhaftem Ausdruck spielte zum Steinerweichen Flöte. Dann eine Gymnastikgruppe, die Plakate herumschwenkte, deren Aufschriften keiner lesen konnte. Das Theaterstück würde der Höhepunkt sein, etwas Lustiges.

Die Theatergruppe stellten eine kleine Familie dar, in der es drüber und drunter ging. Während sie spielten, gewann Ben immer mehr Abstand zu seiner Rolle, sagte noch mechanisch den Text auf und begann zu beobachten. Das Stück war miserabel und sie stümperten nur herum, so sein Eindruck. Und dazu die glänzenden Gesichter und Augen da unten – war all das nicht grotesk?

Er sollte jetzt brüllen: „Ihr verdammten ... Ich werde euch ...“. Und dann sollte er sich seinen Sohn greifen und ihn auf die herkömmliche Art verprügeln. Ben ging stattdessen zur Rampe und sah ins Auditorium. Das Publikum reagierte gespannt, wähnte einen Höhepunkt der Handlung nahen. Er hätte, wenn überhaupt etwas, am liebsten nur „Bäh!“ gesagt.

Er blieb ruhig, der ganze Saal wartete darauf, dass er schrie. Doch Ben blieb ruhig und schaute zu seiner Lehrerin, die leise versuchte ihm den Text zu zuflüstern. Doch er blieb still, drehte sich zum Publikum, begann zu weinen und sagte mit gebrochener Stimme: „Ich will das nicht. Ich will meine Familie nicht anschreien, denn es gibt nichts Wichtigeres als eine Familie. Niemand sollte handgreiflich zu seiner Familie werden.“ Er drehte sich um und ging von der Bühne. Das Schauspiel war zu Ende und niemand sagte ein Wort.

Unsere Hilfe anbieten



Jeden Tag eine gute Tat

von Squirrel

„Jeden Tag eine gute Tat“, diesen Spruch kenne ich, seit ich in der Pfadi bin. Woher er kommt, weiss ich nicht. Hat das BiPi einmal gesagt?

Was bedeutet er? – Heisst das, dass wenn ich an einem Tag keine gute Tat vollbringe, ich kein richtiger Pfadfinder bin? Muss ich gute Taten nur machen, wenn ich in der Pfadi bin – bin ich in meiner Freizeit davon ausgenommen? Kann ich die guten Taten vor- oder nachholen? Wenn ich zum Beispiel in die Ferien gehe und die Menschen dort nicht verstehe, ist es viel schwieriger jemandem zu helfen. Und vielleicht will mein Gegenüber auch gar keine Hilfe?

Was ist überhaupt eine gute Tat? – Hat das immer mit anderen Menschen zu tun? Mir kommt das Bild der alten Oma in den Sinn, der ein/e Pfadfinder/in über die Strasse hilft. Sind solche Sachen damit gemeint? Ist jemandem mit einem Geschenk eine Freude machen auch eine gute Tat, weil er dann Freude hatte? Oder zählen nur selbstlose Taten, die Personen weiterbringen, aber keinen gegenständlichen Hintergrund haben?

Wenn es nicht nur um Menschen geht, sondern auch um alles andere, reicht es zu einer guten Tat, wenn ich täglich eine Zigarettenkippe am Bahnhof zusammenlese und ordentlich entsorge, wenn ich auf den Zug warte? Habe ich meine Tat für heute schon erledigt? Muss ich dieses tägliche „gutes Tun“ so eng sehen?

Fragen über Fragen ... Der Leitsatz „jeden Tag eine gute Tat“ stammt sicher Gründungsphase der Pfadi. Der Knoten im Foulard soll uns an die gute Tat erinnern. Wie sich aber eine gute Tat auszeichnet, muss jeder mit sich selbst ausmachen.

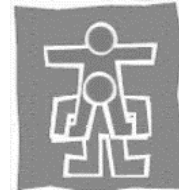
Für mich gibt es viele Möglichkeiten etwas Gutes zu tun. Ich helfe Menschen bei der Orientierung an unbekanntem Orten. Wie zum Beispiel dem syrischen Migranten, der das erste Mal seit drei Monaten wieder einmal seinen Kollegen besuchen darf und verzweifelt die richtige Buslinie am Bahnhof sucht. Ich helfe dort, wo meine Hände gerade gebraucht werden. Zum Beispiel als zwei schwere Einkaufstaschen einer jungen Mutter auseinanderbrachen und die Einkäufe im ganzen Parkhaus herumrollten.

Ich mache Menschen das Leben leichter. Zum Beispiel den überforderten, älteren Damen bei der Auswahl der richtigen Glühbirne vor dem völlig überladenen Gestell helfen, damit sie beim Znacht wieder etwas sehen können.

Ich rede mit Menschen, die sonst niemanden zum Reden haben. Wie zum Beispiel mit den obdachlosen Männern, die ich in vielen Grossstätten angetroffen habe.

Ich helfe der Natur, in dem ich Tiere rette. Wie zum Beispiel einen kleinen Igel, der kein Wasser mehr fand, weil es im Sommer so heiss war. Er konnte nicht einmal mehr auf allen Vieren gehen, jetzt ist er wieder bei Kräften.

Ich helfe der Gesellschaft, in dem ich mich bei Projekten einbringe, auch im Beruf, der Schule oder in der Freizeit auf Umweltschutz setze und meine Meinung anderen erzähle und sie auffordere, es mir gleichzutun. Wie zum Beispiel, als ich Geld für einen guten Zweck sammelte und spenden konnte.



Ich glaube:

... wer Gutes tut, dem wiederfährt auch Gutes.

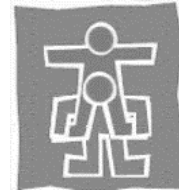
... an gute Taten läuft man heran, sie finden dich und winken, wenn man mit offenen Augen durch die Welt geht.

... gute Taten fühlen sich gut an. Man fühlt die Wärme in sich drin, wenn man von ihnen berichten kann und man darf stolz auf sich sein.

... gute Taten gehören zum Leben eines Pfadi, sie sind in uns drin. Jeden Tag eine gute Tat, die sich auch noch gut anfühlt, ist jedoch eine sehr hohe Anforderung an sich selbst.

... einzelne gute Taten sind wirksamer als viele halbherzige, nur um ein Soll zu erfüllen.

... ihr könnt das!



Sams Geburtstag

von Twist

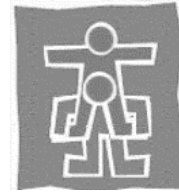
Kurz vor Sams elftem Geburtstag starb seine Mutter an Krebs. Es war ein langes und hartes Jahr für alle gewesen und Sam war gleichzeitig traurig und erleichtert, als der Kampf endlich vorbei war. Natürlich vermisste er sie. Genau wie sein Vater und seine beiden kleinen Schwestern. Aber er wusste auch, dass es eine Erleichterung war. Er konnte sich um sich selber kümmern, wenn es sein musste, und sein Vater hatte Zeit für die Zwillinge. Der elfte Geburtstag fiel natürlich ins Wasser, da fragte niemand in der Schule, warum er nichts Besseres als zwei grosse Rollen Smarties mitbrachte. Die Lehrerin, welche Sam in dieser Zeit wirklich unterstützte, erkannte, dass er wohl anderes im Kopf hatte als Geburtstag und erfand in Windeseile ein Smartiesspiel, welches die ganze Klasse bestens unterhielt.

Zwei Tage vor dem zwölften Geburtstag fragte jemand, ob es das Spiel denn wiedergeben werde und Sam war froh, sich um nichts anderes als zwei Rollen Smarties kümmern zu müssen. Geburtstage waren immer Mutters Hoheitsgebiet gewesen.

Dann kam der Wechsel in die Sekundarschule, zusammen mit vielen anderen Schülern aus anderen Schulhäusern, und sein Geburtstag fiel, weil Schaltjahr, auf einen Sonntag und zog unbemerkt von dannen. Einige seiner Freunde aus der Primarschule schrieben ihm liebe Grüsse und zwei sogar, dass sie sich auf das Smartiesspiel freuten. Sam nahm brav am Montag nach seinem Geburtstag Smarties mit, aber das Spiel fand natürlich nicht mehr statt. Spiele waren etwas für Kinder und sie waren ja alle keine Kinder mehr. Die Smarties waren trotzdem schnell verteilt, das war kein Problem.

Dieses Jahr verursachten die Gedanken an den Geburtstag Kopfzerbrechen. Er hätte irgendwie gern mit ein paar Freunden gefeiert, von den neuen und den alten, aber so richtig gerne lud er eigentlich immer noch niemanden zu sich nach Hause ein. Er hatte dann immer das Gefühl erklären zu müssen, wo seine Mutter war und manchmal machte ihn das immer noch traurig. Und manchmal musste er sich auch einfach um die Zwillinge kümmern und die hatten echte „Probleme“, besonders wenn es darum ging, was wem von den beiden gehörte: Haarbürsten, Glitzerstifte, Bibliotheksbücher, Chaos. Sam war echt froh, dass die beiden bald auch in die Sekundarschule kommen würden und dann hoffentlich in getrennte Klassen. Dann konnten sie einander wenigstens nicht mehr gegenseitig die Schuld zuschieben, wer jetzt die Hausaufgaben notieren sollte. Zwillinge!

Einladen oder nicht? Gerade stand er im Dorfladen und starrte gedankenversunken die Smarties an. „Du bist Sam, oder?“, fragte die Frau, die neben ihm stand mit südländischem Akzent. Er kannte sie, es war die Mutter von Tina. Mit Tina war Sam seit dem Kindergarten in der Klasse. Er nickte. „Grüezi Frau Müller“, sagte er. Es folgte der übliche Austausch von Höflichkeiten und Bemerkungen, wie sehr er gewachsen wäre, und Sam hoffte, sie bald wieder loszuwerden. Andere Mütter erinnerten ihn auch immer an seine Mutter. „Du hast bald Geburtstag, nicht?“, fragte Tinas Mutter. Sam nickte, was Mütter nicht immer alles wissen. Seine hatte ihm auch immer gesagt, wer wann Geburtstag hatte. „Gibt’s wieder das Smartiesspiel? Tina hat davon erzählt und dann haben wir es am Geburtstag ihres jüngeren Bruders ausprobiert, es ist wirklich lustig.“ Sam seufzte. „Naja, es passt nicht mehr so ganz“, murmelte er, warf einen Blick auf die Uhr und verabschiedete sich.



Die Begegnung war tags darauf bereits fast vergessen. Die Zwillinge hatten einen Brief nach Hause geschickt bekommen, weil sie es nicht schafften, ihr Eltern-Lehrer-Heft dem Vater zur Unterschrift vorzulegen. Vater war recht wütend geworden (Sam verstand das, so kompliziert war dieses Heft jetzt wirklich nicht) und hatte Sachen wie „mithelfen“ und „langsam mal erwachsen werden“ gesagt. Und Sam hatte sich überlegt, dass es vielleicht eine gute Idee wäre, ins Büro umzuziehen und sein Zimmer den Zwillingen zur Verfügung zu stellen. Man könnte da ein Fenster in die Wand bauen, damit die beiden vor dem Einschlafen immer noch miteinander quatschen können, aber trotzdem endlich anfangen selber auf ihren Kram aufzupassen. Aber es war der falsche Moment für solche Vorschläge.

Sam dachte noch immer an dieser Idee herum. Das Büro war ein bisschen kleiner als sein Zimmer, aber das war kein Problem, er müsste nur... „Hei Sam“

„Hei Tina!“ – „Mama hat gesagt, dass sie dich gestern getroffen hat“, Sam nickte. „Und sie hat gesagt, dass du wohl kein Smartiesspiel mehr machst?“ Sam nickte wieder. „Also ich habe nachgedacht“, fuhr Tina aufgeregt fort. Jetzt war Sam misstrauisch. „Du könntest auch einfach eine Party schmeissen, dann müsstest du das Spiel nicht allen in der Schule erklären.“

„Hm, ja, hab ich mir auch schon überlegt. Es ist nur ...“

Tina legte den Kopf schräg. „Du kannst auch bei uns feiern. Papa hat letztes Jahr den Garten umgegraben und jetzt hat’s echt viel Platz. Und ich kann dir helfen mit dem Kuchenbacken. Oder Mama hilft dir? Oder wir beide. Oder ich frage meinen kleinen Bruder, ob er ein Schoggimousse machen mag, das hat er gerade gelernt und will es jetzt jeden Tag zum Dessert machen.“ Sie verdrehte die Augen. Sam lachte. Die Zwillinge hatten eine gebrannte Mandeln Phase gehabt, jeden Tag gebrannte Mandeln, bis Papa beschlossen hatte, Mandeln seien nun eine Taschengeldinvestition und kein tägliches Gut auf der Einkaufsliste.

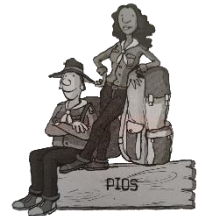
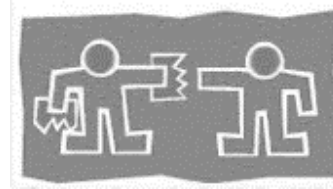
„Und?“, fragte Tina. Sam überlegte. Ein Geburtstagsfest wäre schon wieder einmal schön. Und irgendwo im Hintergrund einen Elternteil zu haben, der das mit dem Fest irgendwie im Griff hat, wäre wohl auch nicht so falsch. „Also wenn Bruder unbedingt ein Schoggimousse für viele Leute machen möchte, kann ich ja schlecht Nein sagen“, sagte er und fügte hinzu, „kann ich die Zwillinge auch mitbringen? Ich darf wohl keinen Geburtstag ohne die beiden feiern, das gibt sonst ein Riesendrama?“

Tina nickte. „Klar.“ – „Und darfst du das überhaupt? Einfach so Leute einladen, die bei dir Geburtstag feiern?“ Tina nickte. „Mama hat damals gesagt, dass du wohl etwas Hilfe in solchen Momenten brauchst. Ihre Mama ist gestorben, als meine Mama neun war. Und gestern hat sie gesagt, sie fände es schade, dass wir so wenig aus dem neuen Garten machen. Im Prinzip müsste da jede Woche eine Gartenparty steigen, so teuer wie diese Umgestaltung war.“ Sam wurde ein bisschen rot. „Also Hilfe ist wohl etwas übertrieben, ich finde ich schlage mich recht gut“.

Tina lächelte. „Meistens ja. Und deine Einladungen darfst du gerne selbst schreiben. Aber jeder verträgt hin und wieder ein nettes Angebot – auch wenn es nur der kleine Bruder ist, der ein Schoggimousse-Profikoch werden will oder jemand, der einen stundenlange Sprichwörter abfragt, wie du mich damals in der Vierten.“

Sam lächelte. Das hatte er beinahe vergessen, mit Tina hatte er wirklich lange Sprichwörter geübt. Seine Grosseltern bewarfen sich ständig mit diesen Redewendungen, aber Tina hatte Mühe sich die alle zu merken, sie sprach zu Hause Spanisch. „Komm doch Morgen mal vorbei, dann können wir das alles in Ruhe planen“, schlug Tina vor. Sam nickte und die beiden machten sich auf den Heimweg.

Miteinander Teilen



Ausmisten

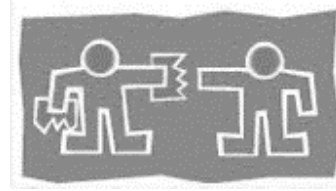
von Twist

Kurz vor Weihnachten kriegte ich jedes Jahr von meiner Grosstante Emma einen Schal, Handschuhe und eine Mütze geschenkt, alles selbstgestrickt, versteht sich. Eigentlich wären es schöne Dinge, nur dass ich Wolle nicht besonders vertrage und einfach nicht so auf diese selbstgestrickten Mützen und Schals stehe. Grosstante Emma strickt jedes Jahr für alle von uns ein Schal- Handschuhe- Mützen-Set. Die einen freuen sich wirklich, andere wie ich sind eher so: „Jee! Danke“. Und dann verlegen bemüht, das Gestrickte zu verlieren. Früher war das einfacher, da konnte ich immerhin jeweils einen Schneemann damit dekorieren. Aber ja, das mit dem Schnee ist irgendwie abhängig vom richtigen Zeitpunkt und vom richtigen Schnee. Der richtige Zeitpunkt ist um die Jahreswende herum immer sehr schwierig zu finden und der Schnee sowieso.

Nachdem ich zwei Jahre lang immer wieder Sachen im Zug liegen liess (das war ganz schön anstrengend, offensichtlich bin ich von sehr aufmerksamen Mitreisenden umzingelt, die Mütze musste ich letztes Jahr viermal liegen lassen), bekam ich einen Ruffel von unerwarteter Seite. Meine Cousine und ich tratschten gerade am Telefon, als ich zu Hause ankam und das braune Päckli von Grosstante Emma entdeckte. Während ich mein Bedauern äusserte, freute sich meine Cousine bereits auf ihre Post. „Willst du meins auch, dann muss ich es dieses Jahr nicht verlieren?“, fragte ich hoffnungsvoll. Sie war ehrlich entsetzt. Nicht wegen meines Vorschlags, sondern wegen meines Loswerden-Vorgehens. Sie wollte mein Grosstante-Emma-Set natürlich nicht (ihres war seit vielen Jahren intakt, sie bekam nur Kekse). Aber sie wusch mir bildlich gesprochen gehörig die Kappe. Was mir einfallt, extra Grosstante Emmas Strickware zu verlieren? Die Grosstante gebe sich solche Mühe und hätte jedes Jahr ein riesiges, neues Konzept für die schusslige Louise, die immer alles liegen lasse. Warum ich es nicht einfach wenigstens auf eine Flohmarktplattform stelle? Oder einem Hilfswerk spende, Kleiderspendensammlungen gebe es in der Schweiz ja schliesslich genug. Und die seien alle froh um qualitativ hochwertige Kleidung. Und sowieso, diese Ressourcenverschwendung immer – ihr kennt das bestimmt.

Ich hatte schon etwas Mühe, meine Cousine wieder zu besänftigen, vor allem, weil sie eigentlich Recht hatte. Bisher hatte ich dem Tantchen einfach nicht sagen können, dass ich keine Freude an ihrem Geschenk hätte. Aber dass sich jemand anderes darüber freuen könnte, das hatte ich mir noch nie überlegt. Ich gestand mir ein, dass ich im Fall Grosstante-Emma-Strickerei tatsächlich in erster Linie egoistisch gehandelt hatte. Ich wollte nämlich nicht, dass sie wütend auf mich wäre, weil ich ihre Arbeit nicht genug schätzte.

So ging das nicht. Ich suchte meine Wäschezaine, warf die Tantchen-Ausbeute hinein, stellte mich vor meinen Kleiderschrank und begann ihn komplett auszuräumen. Hinein durfte nur, was ich noch tragen wollte. Sachen mit nicht emotionalem Wert und in gutem Zustand flogen in die Zaine. Eigentlich, dachte ich, ist das lächerlich. Ich würde sogar meine Organe spenden und behalte T-Shirts von irgendwelchen Turnveranstaltungen, aus denen ich längst herausgewachsen bin. Wenn ich daran Freude habe, hat jemand anders bestimmt auch Freude daran.



Ich kam in einen richtigen Flow. Zwei Stunden später war mein Schrank um einiges aufgeräumter und ich wirklich erledigt, aber zufrieden. Was sich da so alles angehäuft hatte. Unglaublich.

Sicherheitshalber schlief ich noch zweimal über meine Entscheidung (und legte einen Pulli dann doch noch zurück in den Schrank), ehe ich das Päckli schliesslich an eine Sammelstelle meiner Wahl brachte.

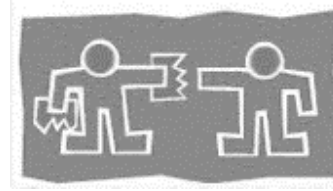
Beim obligatorischen Familienschlauch erzählte ich meiner Cousine von dieser Aktion. Während sie mir zu diesem Vorgehen gratulierte und wir uns darauf einigten, im nächsten Jahr einen Cousinen-Event daraus zu machen, hörte ich ein „Soso“, von hinten. Grosstante Emma hatte natürlich alles gehört. Murphy's Law schlug also wieder einmal zu.

Ich erwartete ein Donnerwetter von Grosstante Emma, aber das blieb aus.

„Ich kann das gestrickte Zeug auch direkt an ein Hilfswerk schicken, das ist gar keine so dumme Idee“, schlug sie vor. Ich schüttelte den Kopf. „Nein, weisst du was, du schickst es weiterhin mir, dann weiss ich, dass du an mich denkst und es wieder einmal Zeit ist, meinen Schrank auszumisten“, schlug ich vor. Wir besiegelten diese Abmachung mit einem Händedruck.

Drei Jahre sind seither vergangen. Meine Cousine und ich misten jeden Winteranfang, wenn das Grosstante-Emma-Päckli kommt (sie kriegt jetzt auch immer ein Set zum Weiterschenken), unsere Schränke aus, essen Kekse (ich kriege jetzt auch immer welche) und schicken der Grosstante von unserem Ergebnis eine Postkarte.

Ausser diesem einen Pulli habe ich übrigens keine einzige meiner Entscheidungen mehr rückgängig gemacht. Es hilft zu wissen, dass sich jemand anderes auf jeden Fall auch über meine Kleider freut.



Blackout

von Alimento

Blackout: Ein Totalausfall. Die Energieversorgung gerät aus dem Gleichgewicht und plötzlich ist von jetzt auf gleich der ganze Stromhaushalt in Europa zusammengebrochen. Schlimmer noch, es will einfach nicht gelingen, die Atomkraftwerke, Turbinen und die ganzen Stromerzeuger wieder hochzufahren und ans Netz zu bringen.

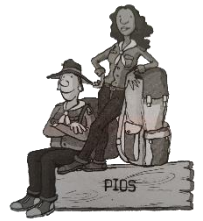
Mit dem Eindunkeln beginnt es wieder laut zu werden auf den Strassen. Denn obwohl mittlerweile gar keine elektrischen Geräte mehr Akku haben und niemand das Geschehen auf Videos oder Fotos festhalten kann, verstecken sich Räuber, Schläger und Diebe immer noch im Dunkeln. Keine Polizei die helfen kann. Jeder sorgt für sich selbst.

Familie Waldberg ergeht es nicht besser. Jeden Abend, wenn es zu dunkeln beginnt, versteckt sie sich in ihrer Wohnung im fünften Stock eines Hochhauses. Sie lebt von einem Tag zum anderen. Jeden Tag derselbe Ablauf, immer in der Angst, nicht mehr nach Hause zu kommen. Häuser nach Essen zu durchsuchen und Trinkwasser vom Fluss zu holen und zu verstecken gehörte nun zum Alltag. Eines Abends hat Vater Adrian die zündende Idee. Er geht zu seiner Frau und erklärt ihr: „Wir und die beiden Kinder müssen fort von hier. Es gibt fast keine Nahrung in der Umgebung und so können wir nicht lange überleben.“ Sie beschliessen schon am nächsten Tag loszulaufen. Früh am Morgen, als die Sonne aufgeht, schleichen sie nur mit dem Nötigsten im Gepäck aus dem Haus. Der Plan ist, raus aus der Stadt und immer in Richtung Westen. So wandern sie drei Tage und schlafen jeweils frierend unter dem Sternenhimmel, eng aneinander gekuschelt. Am Abend des dritten Tages entdecken sie durch die Bäume des Waldes die züngelnden Flammen eines Feuers. Als sie sich vorsichtig nähern, stellen sie fest, dass es ein Dorf ist. Ungefähr 80 Menschen wohnen dort. Adrian fragt mutig nach dem Oberhaupt der Gemeinschaft und ein grosser bärtiger Mann tritt aus der Dunkelheit hervor. Osbert ist sein Name. Adrian fragt sofort, wie sie hier haben überleben können, ihnen selbst falle das Überleben von Tag zu Tag schwerer.

„Das ist ganz einfach“ erklärt Osbert und fügt hinzu: „Alle, die hier leben, haben eine Aufgabe. Einige pflanzen Obst und Gemüse an, andere holen täglich Wasser, Holz und andere Rohstoffe, um zu überleben. So tragen alle ihren Teil zum Überleben der Gemeinschaft bei und teilen ihre Sachen mit den anderen.“ Adrian beschliesst zu fragen, ob sie für eine Weile in ihrer Gemeinschaft bleiben dürften. Osbert stimmt dem Vorschlag zu, jedoch unter einer Bedingung: Auch die kleine Familie muss ihren Beitrag für das Überleben des Dorfes leisten.

So wacht die Familie Waldberg nun jeden Morgen mit fröhlichen Gesichtern auf. Vater Adrian geht aufs Feld, die Kinder sammeln Beeren und die Mutter sitzt am Bach und fischt. Denn durch das Teilen ihrer Fähigkeiten leisten sie einen Beitrag zum Überleben aller.

Uns entscheiden und Verantwortung tragen



Shoppen unter Freundinnen

*Autor unbekannt
geändert durch Alimento*

Selina, Livia und Nina hatten gerade die Schule abgeschlossen und trafen sich regelmässig am Donnerstagabend zum Shopping und Tratsch. Sie gingen in Einkaufszentren und landeten am Schluss immer in einem kleinen, herzigen Kaffee, wo sie sich über den Tratsch des Tages unterhielten. Es war alles in bester Ordnung und sie genossen ihre Zusammenkünfte, bis Selina eines Tages ein Thema anschnitt, das ihr offenbar unter den Fingernägeln brannte.

„Sagt mal“, wandte sie sich an ihre Freundinnen, „könnt ihr euch noch an Carl aus der sechsten Klasse erinnern?“

Livia war über die Frage verblüfft, aber an den Jungen namens Carl, der damals neu in die sechste Klasse gekommen war, konnte sie sich gut erinnern. Ziemlich klein war er für sein Alter gewesen, die meisten überragten ihn um mehrere Zentimeter; klein, dünn und lebhaft wie ein Wiesel. Sie wollte gerade antworten, aber Nina kam ihr zuvor.

„Ach der! Ja, ich weiss, er ist jetzt in der Ausbildung zum Landschaftsgärtner oder so“

„Er wird Forstwart.“ Das wusste Selina genau.

„Ist doch alles dasselbe.“ Livia nahm einen grossen Schluck Tee aus ihrer Tasse und räusperte sich.

„Was ist denn mit ihm?“

„Er hat mich gefragt, ob ich mit ihm zusammen sein will.“ Selina konnte den Stolz in ihrer Stimme nicht verhehlen.

„Was?“ Nina runzelte die Stirn. „Vor einem Monat hat er mich auch gefragt, ob ich mit ihm gehen will! Er hatte mich über Facebook angeschrieben. Ich hielt das für einen blöden Witz und habe nicht geantwortet. Ich wusste auch erst gar nicht, wer das ist, bis ich dann darauf gekommen bin, dass es nur Carl sein kann. Also ich meine: Der Carl aus der sechsten Klasse.“

„Mich hat er auch über Facebook gefragt“, sagte Livia, „aber ich fand das merkwürdig. Ich habe ihn drei Jahre nicht gesehen, eigentlich gar keinen Kontakt zu ihm gehabt und da fragt er mir nichts dir nichts, ob ich mit ihm zusammen sein will. Ich dachte, da stimmt was nicht. Und da habe ich natürlich nicht geantwortet.“

Selina schien über diese Eröffnungen nicht im mindesten überrascht. „Ja, er hat mir gestanden, dass er euch auch gefragt hat. Ich sagte, dass mich das nicht stört, weil ich mir schon dachte, dass ihr viel zu viele Casanovas habt, um euch drauf einzulassen. Also, ich mache es kurz: Ich habe ja gesagt.“ Einen triumphierenden Gesichtsausdruck konnte Selina sich nicht verkneifen. Sie sah ihre Freundinnen an und brach in lautes Gelächter aus.

„Ihr solltet eure Gesichter mal sehen! Ein Sauertopf ist nichts dagegen.“

„Moment mal“, sagte Livia. „Findest du nicht, du hättest uns vor deinem Ja-Wort fragen müssen?“

„Wie bitte?“



„Ich finde auch, dass sich das so gehört hätte“, stimmte Nina Livia zu. „Uns hat er ja wohl zuerst gefragt.“

„Ihr wolltet aber nichts von ihm wissen!“

„So kann man das nicht sehen“, wandte Livia ein. „Wir haben nur nicht geantwortet. Ich jedenfalls wollte mir die Sache noch in Ruhe überlegen.“

„Ich auch“, sagte Nina. „Also so geht das jedenfalls nicht. Ich werde ihm jetzt ebenfalls zusagen.“

„Ich auch“, Livia Stimme überschlug sich geradezu.

Selina sah langsam von einer zur anderen. „Ihr wollt mich wohl veralbern.“

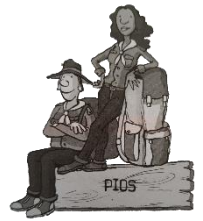
Sie winkte der Kellnerin. „Ich gehe jetzt. Das muss ich mir wirklich nicht anhören.“

Als die Kellnerin kam, zahlte Selina und ging, ohne ihre Freundinnen noch eines Blickes zu würdigen.

Als Nina und Livia alleine am Tisch saßen, sagte Nina: „Es ist schon erstaunlich, wie wenig man jemanden wirklich kennt.“

„Da hast du recht“, sagte Livia. „Was bildet sich Selina eigentlich ein?“

Und dann hatten es beide sehr eilig, nach Hause zu gehen, sich an den PC zu setzen und Carl über Facebook zu versichern, wie sehr sie ihn schon immer geliebt hatten. Und dass sie sehr, sehr gerne mit ihm zusammen sein wollten. Es kam aber nie eine Nachricht zurück.



Der Jahrgangssprecher

von Twist

Ich gebe zu, diese Geschichte liegt einige Jahre zurück, aber bis heute gehört sie zu den drei Dingen, die ich anders machen würde, wenn ich nochmals in der Zeit zurückreisen könnte.

Gymnasium in einer Zeit kurz bevor das Internet in alle Haushalte kam (wir hatten zwei Stationen in der ganzen Schule). Wir, ein Abschlussjahrgang von knapp 130 Nasen. Das ist eine praktische Jahrgangsgrosse. Man kennt alle mindestens dem Namen nach und hat doch genug Auswahl, um sich mit jenen abzugeben, die einem irgendwie näherstehen.

Es ging um die Wahl des Jahrgangssprechers. Das ist ein Job mit einer überschaubaren Verantwortung. Man muss den Jahrgang vertreten, das Komitee für die Abschlussfeier organisieren und das OK für die Jahrgangszeitung zusammenstellen. Nichts, was jemand im „mündigen“ Alter mit einigermaßen guten Beziehungen nicht schaffen konnte (sicherheitshalber hatten die Lehrer einen aus ihren Reihen bestimmt, der diesen Prozess ein bisschen im Auge behalten sollte – eine sogenannte Ansprechperson).

Die Jahre vor mir schienen ziemlich ereignislos verlaufen zu sein. Ende Jahr verabschiedeten sich die Ältesten mit einer Feier in der Schulaula, zu der Sevi und ich uns ab und zu einschlichen mit einer Jahrgangszeitung, mal in Farbe, mal in Schwarzweiss. Schwarzweiss war übrigens der bessere Druck.

Im Jahr meines Abschlusses stand natürlich wie jedes Jahr die Wahl des Jahrgangssprechers an. Zur Auswahl standen Sevi und Sandra. Sandra war aus einer Parallelklasse. Irgendeine, mit der ich nicht viel zu tun hatte. Schwerpunkt Biologie. Ein bisschen langweilig, aber zuverlässig. Konnte sich am Schulsporttag einigermaßen vernünftig freistellen, war dann aber etwas zu langsam für wirklich gute Pässe. Hatte einen Freund aus dem Jahrgang über uns. Und Sevi. Schwerpunkt Deutsch. Früher mal Kunstturner und darum echt gut im Sport, durchaus ein Angeber, aber einer, der die Leute um den Finger wickeln konnte. Er war clever genug, um immer so viel zu investieren, dass es reichte, ohne dass er in Schwierigkeiten kam, aber nie investierte auch nur ein Quäntchen zu viel. Nach einer Prüfung verbrannte er gewöhnlich seine Unterlagen. Er war gerne ballastlos unterwegs (und ich meistens mit einer Flasche Wasser im Gepäck). Einer, mit einem sehr eigenen Kopf und mein bester Freund.

Ich war ein bisschen überrascht, als er sich zur Wahl stellte, ehrlich gesagt. Ich mochte Sevi, aber ich wollte einen guten Abschluss. Das war wohl auch die Überlegung der anderen. Wir stimmten per Handerheben ab (das ist übrigens ein sehr dummes System).

Ich beschloss, mich zu enthalten. Ich wollte ihm nicht in den Rücken fallen, aber ja, Sevi war der Auserwählte. Es war ein unschöner Moment, ich war nämlich die einzige, die sich enthielt. Und es war unentschieden. Die zuständige Lehrperson, die später dann auch die Ansprechperson des Jahrgangssprechers werden würde, schaute mich hoffnungsvoll an. „Frau Keller, wollen Sie wirklich keine Stimme abgeben?“ 260 Augen richteten sich auf mich. Ich lief rot an. Sevi legte seinen Kopf schräg. Ich wusste, dass war kein gutes Zeichen. Und natürlich liess ich mich weichklopfen von diesem Blick. Ärger mit Sevi wollte ich bestimmt nicht. Aber als ich meine Entscheidung mit piepsiger Stimme dem versammelten Jahrgang kundtat und dabei Sevis Gesicht sah, wusste ich, dass ich wahrscheinlich gerade einen Fehler gemacht hatte. Sevi war gewählt.



Er wollte dann tatsächlich wissen, warum ich nicht von Anfang an für ihn gestimmt hatte. „Hast wohl Angst, dass ich uns nicht gut vertrete, oder?“, sagte er und lachte. Ich sagte nichts und hoffte, dass er das bald vergessen würde.

Aber das tat er nicht. Er band es mir jedes Mal auf die Nase, wenn er an eine Sitzung des Schülerrates ging. Was genau er da machte, wusste ich nicht, man hörte aus den anderen Klassen nicht viel. Und wenn ein Jahrgangsprecher sich komplett danebenbenommen hätte, hätte sich das bestimmt herumgesprochen. Aber immerhin war er anwesend und ich dachte mit der Zeit, dass er den Job vielleicht doch ganz gut machte.

Warum er diese Aufgabe unbedingt wollte, das erzählte er mir nämlich nie.

Irgendwann kam die Zeit, in der Sevi die beiden OKs zusammenstellen musste. Das Abschlussfest präsierte er selber. Er wolle eine richtige Party schmeissen, sagte er. Nicht so was Lasches, bei dem sich die Unterklässler einschleichen und die Sause aufmischen. Ich war in keinem der beiden OKs, ich hatte zu Hause eine demente Grossmutter, die mir gerade echt viel Nerven abverlangte. (Meine Mutter hatte möglicherweise auch etwas Demenz, sie hatte es nämlich verpasst, die Grossmutter rechtzeitig für ein Altersheim anzumelden, weswegen sie nun bei uns stationiert war). Aber da ich den gleichen Heimweg hatte wie Sevi, war ich doch überrascht, dass er denselben Bus wie ich erwischte, an dem Tag, an dem eigentlich eine Sitzung für die Jahrgangszeitung hätte stattfinden sollen. „Was ist mit der Sitzung?“, fragte ich, als er sich im Bus neben mich setzte. „Abgesagt“, keuchte er. „Wir brauchen das Geld für die Party“. Ich war dann doch etwas überrascht. Auf die Zeitung hatte ich mich gefreut. Meine ältere Schwester hatte ihre immer noch und ich blätterte manchmal darin herum, es hatte einige witzige Texte, tolle Tipps im Umgang mit Lehrern und natürlich auch einige echt hübsche Fotos. Aber ich war sicher, dass dieser Aufsichtslehrer das niemals gutheissen würde.

Ich hatte mich geirrt. Der Aufsichtslehrer hiess gerade alles gut, was ihn früher nach Hause brachte (irgendeine Krise, die wohl schlimmer als meine demente Grossmutter war).

Ich versuchte, Sevi diesen Plan auszureden. Aber er war, wie gesagt stur. Und nicht so gut auf mich zu sprechen, weil ich ihn ja eh nicht hatte wählen wollen und jetzt auch nicht im Partykomitee mithalf und ... sowieso. Wie ich mir unsere Freundschaft eigentlich vorstellte? Das war hart. Ich versuchte mich zu verteidigen, aber einer von uns ist rhetorisch sehr begabt und eine von uns wird rot, wenn sie von 260 Augenpaaren angestarrt wird. Ich machte Zweite und schwiege beleidigt, mindestens zwei Wochen lang. Irgendwann entschuldigte sich Sevi. Das mit meiner Grossmutter wusste er natürlich. Auch ich verzieh ihm, natürlich! Ich war schon mitten im Lernstress und realisierte nur noch wenig von dem, was um mich herum passierte. Ich war einfach nur froh, dass mir jemand am Morgen im Bus wieder einen Platz freihielt.

Und dann waren die Prüfungen vorbei und die grossartige Party stand an. Wir feierten auf einem Schiff, es konnten sich wirklich keine Unterklässler einschleichen. Alle präsentierten sich in Abendgarderobe oder jedenfalls so, wie wir es für abendgarderobenwürdig hielten, sogar die beiden Hippies aus der Parallelklasse erschienen aufgeputzt. Wir waren lange unterwegs, wir tranken, lachten, heulten, tranken, tanzten, tranken ... Und dann geschah, was in solchen Momenten eigentlich immer passiert: Einer, und das war logischerweise Sevi, musste übertreiben. Er sog sich bis auf die Shorts aus, präsentierte einen einigermaßen eleganten Sprung und landete im Wasser. Ich lachte. So ein Clown. Und dann schrie jemand: „Sevi“! Ich sah seinen Kopf in den Wellen auftauchen.



Er war sehr nahe beim Schiff. Jemand musste ihm einfach nur eine Leine runterwerfen. Sevi schrie wieder. Oder immer noch, ich weiss es nicht mehr. Einer der Crew brüllte: „Mann über Bord“. Ein Rettungsring wurde geworfen. Sevi hatte aufgehört zu schreien. Der Ring war nicht weit weg. Aber er schwamm nicht hin. „Nimm den Ring!“ schrie ich mit panischer Stimme, irgendetwas stimmte nicht. Auch die Crew hatte das zum Glück realisiert. Einer der Matrosen seilte sich ab, schwamm zu Sevi, zog ihn zum Rettungsring. Die anderen warfen eine Leine. Der Rettungsmatrose band eine Schlinge um Sevis Oberkörper. Der Matrose kletterte wieder an Deck, die anderen Crewmitglieder zogen Sevi aus dem Wasser. So sah es jedenfalls aus: Zwei Hände, zwei Beine, einen Kopf, einen Bauch und einen Fuss. Den anderen hatte die Schiffsschraube erwischt.

Soviel zu dieser legendären Party.

Sevi geht es heute gut, er unterrichtet Deutsch an unserem ehemaligen Gymnasium und ist unterdessen auch Ansprechperson für den Abschlussjahrgang. Wir sehen uns immer noch. Die Crew hatte damals echt gut reagiert. Sevi hat heute eine Fussprothese. Wenn wir über alte Zeiten quatschen, vermisse ich manchmal die Jahrgangszeitung. Und manchmal frage ich mich auch: Hat Sevi diesen Streit angezettelt, weil ich ihm diese dumme Idee sonst ausgedet hätte? Hätte ich ihn darin hindern sollen ins Wasser zu springen? Ich hatte ja gesehen, wie viel er getrunken hatte und ich wusste, dass er übertrieb? Hätte ich doch Sandra wählen sollen?

Ich erzählte die Geschichte meiner Grossmutter im Altersheim. Sie lachte. Das war vielleicht etwas unpassend, aber ja. Und sie sagte: „Der erste Gedanke ist meistens der beste“.

Ich denke in diesem Fall hatte sie bestimmt recht.

Freude suchen und weitergeben



Über die Brücke

von Twist

Zwischen meinem Zuhause und der Stadt liegt eine Brücke. Sie ist alt und aus Stein. Darunter fließt der Fluss, grün und langsam, manchmal auch braun und wild. Darüber ist nur Himmel, blau, weiss, schwarz, grau oder gelb bis purpurn.

Ich gehe jeden Tag über diese Brücke – von der Ruhe hinaus in die Welt der Autos, Abgase und des Lärms.

Ich mag die Brücke. Vielleicht, weil sie Lärm und Ruhe verbindet, vielleicht, weil sie autofrei ist, vielleicht, weil sie so zeitlos hier steht, zwischen zwei so unterschiedlichen Teilen meines Lebens.

Obwohl ich früh morgens nie besonders gut gelaunt bin, freue ich mich, wenn ich in die Strasse einbiege, die zu dieser Brücke führt. Und auf dem Nachhauseweg ist es, als müsste ich als Wegzoll die Gedanken an meine Arbeit abgeben und ohne diese passieren. Auch wenn es nach der Brücke einen Moment lang bergauf geht, fällt mir dieses letzte Stück immer am einfachsten.

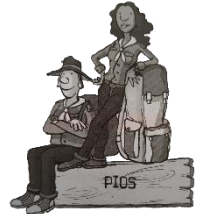
Offensichtlich bin ich nicht der einzige Brückenliebhaber dieser Stadt. Einmal sass da einer, früh an einem kalten Morgen und blickte zwischen den alten Säulen der aufgehenden Sonne entgegen. So sehr ich diese Brücke auch mag, es käme mir nie in den Sinn mir frühmorgens einen Platz auf diesen nachtkalten Steinen zu suchen, um der Sonne zuzusehen, wie sie langsam über dem Fluss aufgeht. Aber so sind die Menschen nun mal verschieden.

Der Mann, der das sass, sah nicht so aus, als ob er dort wieder weggehen wollte. Gar nie mehr. Ich machte einen Bogen um ihn. Ich war nicht bei allerbesten Laune und irgendwie irritierte es mich, nicht alleine auf dieser Brücke zu sein.

Als ich am Abend zurückkam, hatte ich alles längst vergessen. Das hiess aber nicht, dass der Mann nicht mehr dort war, nein, er sass, wie am Morgen, immer noch genauso da und schaute der untergehenden Sonne zwischen den alten Säulen hindurch zu. Ich dachte, dass er sich wohl den ganzen Tag nicht bewegt hätte. Aber dann fiel mir wieder ein, dass das ja nicht sein konnte, die Sonne ging auf der einen Seite der Brücke auf, aber auf der anderen unter. Mindestens einmal hatte der komische Kauz also die Seite gewechselt. Ich lächelte ihm zu, schenkte ihm einen Apfel und ging weiter.

Er war von da an jeden Tag auf der Brücke, blickte am Morgen der aufgehenden und am Abend der untergehenden Sonne entgegen. Mit der Zeit gehörter er zur Brücke, es wäre komisch gewesen, ihn nicht mehr zu treffen. Obwohl er nur da sass und ich vermutete, dass er sich kaum bewegte, wirkte er nicht, als würde ihm etwas fehlen. Trotzdem gab ich ihm immer etwas zum Essen. Wir sprachen nie miteinander, worüber auch? Über die Brücke?

Und doch war eines Tages das Schweigen zu lange. Ich nahm all meinen Mut zusammen – wovor ich Angst hatte ist mir bis heute ein Rätsel – und sprach ihn mit krächzender Stimme an.



„Warum sitzt du immer auf dieser Brücke? Hast du denn nie kalt?“ Er schüttelte den Kopf.
„Das ist nicht wichtig. Wichtig ist die Brücke.“ Ich wusste sofort, was er damit meinte und konnte es doch nicht in Worte fassen. Er schien das zu spüren. „Sie verbreitet gute Laune“. Ich wusste genau, was er sagen wollte, gab ihm einen Apfel und ging nach Hause.

Zu Hause erzählte ich meiner Freundin von dem Kerl, der jeden Tag da sass und der Sonne beim Auf- und Untergehen zusah. „Ja, da ist er ja nicht der einzige, der diese Brücke mag“, schmunzelte sie. Ich muss wohl etwas verwirrt aus der Wäsche geschaut haben. „Du kriegst ja auch immer bessere Laune, wenn du darüber gehst“. Das stimmte natürlich, aber es überraschte mich, so etwas von ihr zu hören, ich hatte ihr nie von der Brücke erzählt. Natürlich waren wir schon darüber gegangen und natürlich hatten wir schon darüber gesprochen, dass dies ein hübscher Ort sei, aber so genau war ich nie darauf eingegangen. Es war mir vielleicht zu kitschig, oder einfach mein ganz kleines Geheimnis.

„Woher weisst du das?“, fragte ich verduzt.

Sie schaute mich ungläubig an. „Hat dir das nie einer gesagt“, fragte sie. „Was denn?“ „Du pfeifst. Meistens beginnt das, wenn du bei der Brücke ankommst und endet, wenn du mit jemandem zu reden beginnst oder wenn du mir einen Kuss gibst. Und, weil du zwar pfeifst, aber das offenbar ziemlich gut kannst, sind alle irgendwie munterer.“ „Das ist mir noch nie aufgefallen“. Ich versuchte mich daran zu erinnern, was ich denn genau für eine Melodie pfiff, aber so sehr ich es versuchte, es fiel mir nicht eine ein, ebenso wenig meiner Freundin. Dann wechselten wir das Thema, weil wir Besuch erwarteten und ich vergass die ganze Geschichte wieder.

In der Nacht wachte ich auf, und wusste mit einem Mal, wen ich nach der Melodie fragen musste. Natürlich den Brückenmann! Er hatte mir so viele Male zugehört, er würde bestimmt die Melodie erkennen.

Aber als ich am nächsten Morgen bei der Brücke ankam, war niemand mehr da. Ich blickte mich kurz um, vielleicht war er tatsächlich kurz weg gegangen und kam gleich wieder, aber tief in meinem Innern wusste ich, dass der Brückenmann nicht mehr zurückkommen würde. Ich zuckte die Schultern und ging über die Brücke. Was wohl aus ihm geworden war? Eine Passantin an der Bushaltestelle lächelte mich an. Wahrscheinlich pfiff ich gerade.



Zivildienst

von Alimento

Da Marco nicht seinen Dienst im Militär leisten wollte, wurde er nun gezwungen, seine Dienstzeit im Zivildienst zu absolvieren. Das Aufgebot, welches er in einem Brief erhalten hatte, missfiel ihm sehr, ja es war ihm sogar äusserst zuwider! Er wurde doch tatsächlich ins Alters- und Pflegeheim zitiert. Alte Menschen mochte er noch nie, denn er findet sie arrogant und langweilig.

Bei Dienstantritt begann das Drama für ihn vollends, denn sich eine weisse Schürze umzubinden gehörte für ihn nicht wirklich zu seinem bevorzugten Kleidungsstil. Angewidert band er sie sich um und begann als erstes die Arbeitskleider der Angestellten zu sortieren und zu waschen. War er hier ein Dienstmädchen, oder was?! Als das Mittagessen ihn endlich von seiner Tätigkeit befreite, liess dieses auch sehr zu wünschen übrig: Matschiger Kartoffelbrei mit Fleischkäse und einer braunen, faden Sauce. Salz hatten sie hier wohl noch nicht entdeckt.

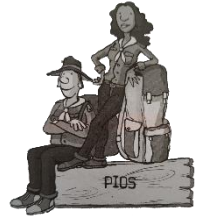
Der Nachmittag lief auch nicht besser. Erst wurde er dazu verdonnert den Keller zu wischen, dann arbeitete er sich hoch bis zum zweiten Stock. Als er so den Flur entlang wischte, erkannte er, dass die Zimmertür von Zimmer 216 einen spaltbreit offen stand. Gleich dahinter konnte er für einen kurzen Augenblick eine knallrote Akustikgitarre erkennen. Wie gerne wäre er jetzt zuhause oder bei seinen Kollegen gewesen, um zu jammen! Er schaute auf die Uhr. Noch eineinhalb Stunden, dann war Feierabend.

Zuhause angekommen, nahm er sofort seine Gitarre zur Hand und spielte 30 Minuten ununterbrochen seine Lieder. Jene Lieder, die Marco letzte Woche an zwei Agenturen geschickt hatte, um sich einen Vertrag zu ergattern. Leider kamen seit zwei Monaten nur Absagen. Immer die gleiche Antwort. Genervt von allem, legte er sich schliesslich in sein zu kleines, kaltes Bett und schlief ein.

Der nächste Morgen startete für ihn nicht besser als der vergangene. Er verschlief, kam eine Stunde zu spät und wurde vom Heimleiter gleich ins Büro bestellt. Nach vielen Entschuldigungen und halbherzigen Versprechen, dass sowas nicht mehr vorkäme, musste er wieder in die Waschküche. Das gleiche Spiel wie den Tag zuvor. Zu Mittag gab es Gulasch. Marco setzte sich an den einzigen freien Tisch, in der Hoffnung, keiner der Bewohner setzte sich zu ihm. Doch da hatte er falsch gedacht. Ein älterer Mann kam kurz darauf auf seinen Tisch zu und setzte sich, doch beide sprachen kein Wort.

So ging das die nächsten zwei Wochen weiter. Jeden Tag dieselbe Arbeit, derselbe Tisch und derselbe alte Mann, der sich immer zu ihm setzte und kein Wort sprach. Am Dienstag der dritten Woche sass Marco den ganzen Mittag alleine am Tisch und ertappte sich, wie er bereits darauf wartete, dass der ältere Mann sich zu ihm setzte, aber er kam nicht. Kurz machte sich Marco Sorgen, doch eigentlich sind die Anwohner ihm ja egal, weshalb er schnell wieder die Gedanken verdrängte.

Beim Reinigen des zweiten Stockwerks sah er dieses Mal jedoch durch die weit offen stehende Tür von Zimmer 216 den alten Mann vom Mittagessen, der offensichtlich traurig seiner roten Gitarre gegenüber sass, die Hände vors Gesicht gelegt, als ob er weinte. Marco gab sich einen Ruck und klopfte schliesslich an die Tür: „Darf ich reinkommen?“, fragte er. Der alte Mann reagierte nicht darauf. Konnte er ihn überhaupt hören?



Marco ging trotzdem hinein und versuchte mit ihm zu sprechen, doch wieder nichts. War der alte Mann womöglich gehörlos? Erst als er nach der Gitarre fragte und ob er sie sich mal ansehen dürfte, hob der alte Mann seinen Kopf und nahm die Hände von seinem traurigen Gesicht. Erst jetzt konnte Marco die schlimmen Narben an seinen Händen erkennen, die ihm zuvor nie aufgefallen waren. Er verstand schnell, dass der alte Mann mit diesen Händen nie mehr Gitarre spielen konnte. Mitleid erfasste Marco mit einem Mal. Ihm war dieser alte Mann immer egal gewesen, aber nun fragte er sich, welche Geschichte wohl hinter dieser roten Gitarre und dem traurigen Mann steckte. Vorsichtig fragte Marco, ob er ihm eines seiner eigenen Lieder vorspielen dürfte. Der alte Mann nickte, immer noch unter Tränen in den Augen, und hörte Marco gespannt zu. Immer länger spielte Marco und das traurige Gesicht des Mannes begann sich mit einem Lächeln zu füllen. In dem Moment lief der Heimleiter am Zimmer vorbei und zitierte ihn erneut zu sich. Sehr zum Bedauern des alten Herren von Zimmer 216, unterbrach Marco sein Gitarrenspiel und trottet dem Heimleiter hinterher, welcher ihn anwies, sofort wieder an die Arbeit zu gehen. Erneut griff Marco genervt zum Wischmobb und ging weiter seiner Arbeit nach.

Am nächsten Morgen wurde er erneut aufgefordert, den Heimleiter in seinem Büro aufzusuchen. Zu seiner Überraschung wurde ihm dieses Mal keine Standpauke gehalten, sondern wurde ihm eine Anfrage eines Bewohners unterbreitet. Dieser hatte den Heimleiter gebeten, dass Marco jeden Tag eine halbe Stunde mit ihm verbringen möge. Der Heimleiter war damit einverstanden, da es sich bei dem Bewohner um einen sehr einsamen Mann handelte, der sich im Heim nicht wohlfühlte und sich von allen abgrenzte. Als Marco merkte, dass es sich um den alten Mann mit der roten Gitarre handelt, freute er sich erstaunlicherweise sehr darüber, denn noch nie zuvor hatte sein Gitarrenspiel jemandem solch eine Freude bereitet. Marco erfuhr schnell, dass der Mann sehr wohl sprechen und hören konnte. Er hatte sich nur nicht getraut mit jemandem über seine Einsamkeit zu sprechen. Marco jedoch hörte interessiert jedem Wort des alten Herren zu, ebenso wie er begeistert dem Takt zuhörte, den der alte Mann mit seinen vernarbten Händen zu klatschen begann. Irgendwann tat er dies sogar mit zwei Löffeln auf dem Tisch und klopfte im Rhythmus zu Marcos Gitarrenstücken.

Das Klopfen konnte man im ganzen Haus hören, was alsbald einige Mitbewohner anlockte. Sie blieben unter seiner Tür stehen und hörten den zweien zu. Nach einigen Wochen durften die beiden sogar unten in der Jass-Stube musizieren. So spielten sie nun einmal in der Woche für das ganze Altersheim, während die anderen Karten spielten. Den Rest der Woche übten sie zu zweit jeweils eine halbe Stunde pro Tag und genossen die gute Gesellschaft. Freude zu teilen wäre noch immer der beste Weg, sich über seinen Tag zu freuen, beschloss Marco und freute sich nun jeden Morgen auf das Zusammentreffen mit dem alten Mann.

Sorge tragen zur Natur und allem Leben



Lagerfeuergeschichte

von Chaja

Es war einmal vor langer, langer Zeit ... Also, eigentlich ist es erst ein paar Jahre her, aber was solls.

Eines Tages ging eine Gruppe Teenager im Wald zelten, sie wollten ein Abenteuer erleben, eine Art Survival-Nacht. Allerdings hatte niemand von ihnen eine Ahnung vom Zelten in der Wildnis, keiner war in der Pfadi und die einzige Erfahrung, die sie hatten, waren die Festivals. Wie schwer kann zelten schon sein?

Sie kauften sich also billige Zelte, Essen in Dosen, Cervelats, Marshmallows, Bier und was man sonst noch alles so braucht. Am Samstagnachmittag gingen sie los, suchten sich ein Plätzchen im nahen Wald und bauten ihr Lager auf, eher schlecht als recht, aber es musste reichen.

Auch ein Feuer musste natürlich her. Da es schon eine Weile nicht mehr geregnet hatte, fanden sie ohne Probleme trockenes Holz. Weil aber niemand von ihnen je ein Feuer gemacht hatte, schichteten sie das Holz einfach mitten zwischen den Zelten aufeinander und benützten Brennsprit, um das Feuer zu entzünden, es sollte nämlich schön gross werden!

Gemütlich brien sie ihre Cervelats, assen die Dosenravioli und tranken ein Bier nach dem anderen. Alles war ja super easy, dachten sie sich. Langsam wurde es spät und einer der Jungs nickte ein. Kurze Zeit später sprang er voller Schrecken und mit einem weissen Gesicht auf und erzählte, was er geträumt hatte: Das Feuer hatte sich ungehindert ausgebreitet und den Wald in Brand gesetzt, er und seine Freunde waren innert Sekunden von Flammen umzingelt.

Die Freunde schauten sich etwas angsterfüllt an und entschieden sich wenigsten dazu, Steine um das Feuer zu legen, den Boden ringsherum von Ästen und Laub zu befreien und keinen Brennsprit mehr zu verwenden- Plötzlich erschien das grosse Feuer nicht mehr so cool. Sie beschlossen noch die Marshmallows zu braten, das restliche Bier zu trinken und sich Gruselgeschichten zu erzählen ... Einer nach dem anderen zog sie sich ins Zelt zurück, das Feuer liessen sie aber brennen, es war ja nur noch klein.

Kurz darauf erwachten alle durch einen Schrei, einer der Jungs hat geträumt, dass Funken auf die Zelte gesprungen waren und sie in den Zelten gefangen waren. Bleich entschieden sie sich doch noch dafür, das Feuer komplett zu löschen. Nun waren sich alle einig, dass sie die Gefahr eines Feuers komplett unterschätzt hatten.

Am nächsten Morgen, nicht gerade ausgeschlafen und mit einem Kater, standen die Freunde auf und machten sich bereit, nach Hause zu gehen. Die Zelte würden sie zurücklassen, die passten ja eh nicht mehr in die Hüllen und waren nur mühsam zu tragen ... und an Festivals macht man das ja auch so. Irgendjemand räumt dann schon alles weg! Auch hatte niemand an einen Abfallsack gedacht und sowieso war der ganze Kehrriech nach einer Nacht draussen eklig und voller Insekten, also liessen sie die Dosen, Flaschen und Verpackungen liegen, wo sie waren. Wer auch immer die Zelte wegräumte, würde sicher auch gleich den Abfall entsorgen ...



Mit wenig Gepäck auf dem Rücken machten sie sich auf den Heimweg und gingen zu Hause erst einmal weiterschlafen, eine Nacht im Wald macht sehr müde ... In ihrem unruhigen Schlaf plagten alle Freunde Albträume. Sie träumten von Tieren, die sich in den Zeltschnüren verhedderten und qualvoll verendeten; von Tieren die sich an den Dosen und Flaschen schnitten und blutend und japsend davon humpelten; von Plastik verseuchter Natur, die Kleinstlebewesen sterben liess, weil der Plastik nicht abbaubar war; und von Fischen, die durch verseuchtes Wasser tot an der Wasseroberfläche trieben.

Völlig verstört erzählten sie sich nach dem Aufwachen ihre Träume und waren noch viel überraschter, als sie merkten, dass sie alle genau das gleiche geträumt hatten ... Da ging etwas nicht mit rechten Dingen zu. Verängstigt, dass sie nie mehr eine Nacht ruhig schlafen könnten, kehrten sie noch am selben Tag in den Wald zurück und sammelten nicht nur ihren Abfall ein, sondern auch allen anderen, den sie finden konnten. Darauf entsorgten sie alles, wie es sich gehört.

Sie schworen sich, Natur und Umwelt nie mehr so schlecht zu behandeln. Zudem meldeten sie sich bei der lokalen Pfadigruppe an und hofften, dort noch mehr zu lernen!



Party mit Folgen

von Alimento

Mallorca gilt als die Partyinsel schlechthin. Annick und ihre Freundinnen hatten dieselbe Idee wie viele andere mit 19 Jahren. Sie beschlossen, für eine ganze Woche dorthin in den Urlaub zu fahren, für Party, Strand und Sonne. Im Vorfeld suchten sie sich ein schönes Hotel aus und buchten sich einen Direktflug, um bereits am Morgen anzukommen. Der Urlaub begann genau wie klassischer Partyurlaub normalerweise beginnt: Den ganzen Tag am Strand liegen, baden und am Abend dann zum Ballermann mit allen anderen Partysüchtigen.

„Hey, kommt wir gehen in diese Bar da. Da gibt's gratis Shots!“, rief Steffi den anderen zu und warf dabei lässig einen halbvollen Becher mit Caipiriña zu Boden. Kurz darauf folgte die Verpackung eines Hamburgers, die eines Sandwiches und auch die beiden Servietten.

Der zweite Tag begann verkatert am Frühstücksbuffet des Hotels, wo sich alle mit Speck und möglichst fettigem Essen vollstopften, damit der Kater schnell wieder verging. Mit schwerem Kopf legten sich die Mädchen in die Sonne und dösten auf den Sonnenliegen am Strand vor sich hin, bis der Abend erneut zur Party rief. Mit leichtem Sonnenbrand landete sie schnell in jener Bar, wo sie schon am Vorabend gestartet waren. Bar Nummer zwei und drei liessen auch nicht lange auf sich warten und somit auch nicht die Spur aus Abfall, welche sie und alle anderen Gäste hinter sich zurückliessen.

Tag drei und vier verliefen nach demselben Muster, was Annick am fünften Tag ein wenig zu langweilen begann. Sie besichtigte die Insel ein wenig ausgiebiger, als nur bis zur Partymeile, während ihre Freundinnen noch ihren Kater ausschlieften. Zwei Stunden fuhr sie mit dem Bus ins Landesinnere, wo es schöne Tropfsteinhöhlen geben sollte. Nicht weit davon entfernt fand sie eine kleine Bucht, von der sie schon viele schöne Fotos im Internet gesehen hatte. Doch sah die Bucht in echt den Bildern kein bisschen ähnlich. Im Gegenteil: Die Bucht war übersät mit Abfall und Dreck. Das blaue, schöne Wasser schimmerte nur zum Teil durch die Decke aus Müll hindurch. Die Palmen am Strand verliehen der Bucht das typische Karibik-Feeling, das sogleich wegen dem von Müll verdeckten Strand verflog. Kein Quadratmeter Platz war sauber, um ein Handtuch auszubreiten. Ein ekelhafter Geruch ging vom Strand aus und erst als Annick ihren ersten Schock überwunden hatte, fielen ihr die drei Leute mit Plastiksäcken und Abfallzangen auf, die am Strand auf und ab gingen. Sie sammelten den Abfall ein, der hier angeschwemmt wurde. Annick stieg über einige Abfallhaufen hinweg und ging auf die drei jungen Leute zu. Sie erfuhr von ihnen, dass der ganze Müll durch die Strömungen direkt von der Partymeile hierher befördert wurde. Annick war schockiert, als sie daran dachte, wie viel sie mit ihren Freundinnen wohl zu diesem Alptraum einer Bucht beigetragen hatte! Zurück im Hotel erzählte sie ihnen aufgebracht von ihrer Entdeckung und zeigte ihren Freundinnen die Bilder, welche sie mit dem Handy geschossen hatte. Sie nahmen sich alle vor, das nächste Mal nicht nur die wenigen Meter zum nächsten Abfalleimer in Kauf zu nehmen, sondern auch an ihrem zweitletzten Tag zur Bucht zu fahren und den freiwilligen Abfallsammlern helfen, die Bucht ein wenig zu säubern. Dieser Nachmittag war zwar äusserst anstrengend, doch wurden sie anschliessend von den drei Einheimischen zum Essen eingeladen. Dabei erfuhren sie, dass diese ein eigenes Hilfswerk gegründet hatten, um dem Touristenabfall entgegenzuwirken. Zurück in ihrer Heimat machten sich Annick und ihre Freundinnen über die Abfallproblematik an den Stränden weltweit schlau und spendeten von nun an jedes Jahr einen kleinen Beitrag, um ihre Freunde in Mallorca zu unterstützen. Es mag zwar nur ein kleiner Beitrag sein, dachten sich die Mädchen, doch kann auch aus kleinen Beiträgen etwas Grosses entstehen.

Zitat

Obomsawin

von Alanis

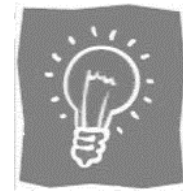


„Erst wenn der letzte Baum gerodet, der letzte Fluss vergiftet, der letzte Fisch gefangen ist, werdet Ihr merken, dass man Geld nicht essen kann.“

Fragen zum Zitat

- Was machst du für unsere Umwelt, ausser recyceln, mit den öffentlichen Verkehrsmitteln zu reisen oder Wasser und Strom zu sparen?
- Machst du dir Sorgen um unsere Umwelt?
- Wo siehst du noch mehr Möglichkeiten, die Umwelt besser zu schützen?
- Sprichst du mit anderen über dieses Thema?
- Was machst, kaufst oder isst du der Umwelt zuliebe nicht?
- Die mobile Kommunikation, das Essen von Fleisch und das Fliegen verbrauchen sehr viele Ressourcen unserer Erde. Auf was würdest du am ehesten verzichten?

Schwierigkeiten mit Zuversicht begegnen



Zusammen geht's besser

von Twist

Kurz vor den Ferien wollten die Lehrer einfach alles. In Englisch eine Grammatikprüfung, in Französisch einen Aufsatz über unsere Berufswünsche, in Deutsch die Zusammenfassung von dem Buch, das wir selber hätten lesen sollen, und dann die üblichen Prüfungen in Mathe, Biologie, Geografie, Chemie. Und das Zeichnungsjournal musste auch fertig sein. Natürlich hatten sie alle das irgendwann angekündigt, aber eigentlich merkt man immer erst am Ende, wie viel es noch zu tun gibt. Und weil es vor den Ferien war, hatten nicht nur wir viel um die Ohren, sondern auch die Unterklässler. Und das bedeutete jede Menge Nachhilfestunden für mich. Das war gut, das gab ordentlich Taschengeld. Aber das war auch nervig, weil es natürlich viel Zeit brauchte und wo die herkommen sollte, war mir ein Rätsel. Wahrscheinlich würde es darauf hinauslaufen, dass ich wieder das Training schwänzen musste.

Unser Treffen nach der Schule fiel ausserordentlich kurz aus, wir waren alle total im Schuss. Ich war fast als Letzter da, ich hatte noch Nachhilfe und diese extra so gelegt, dass ich nicht allzu früh vom Heimwegtreff wegmusste. Meistens trafen wir uns nach der Schule vor dem Dorfladen, assen Chips, tranken Ice Tea und blödelten ein bisschen herum. Nora und Fabi verabschiedeten sich von mir und ich wünschte beiden viel Spass mit dem Franzaufsatz. Fabi winkte ab, schwang sich auf sein Fahrrad und radelte davon, aber Nora blieb wie angewurzelt stehen. „Welcher Franzaufsatz?“, fragte sie misstrauisch. „Der über die Berufswahl, hat die Madame heute doch erklärt“, antwortete ich geduldig. Nora war manchmal ein bisschen gedankenverloren. Zu meinem Erstaunen brach sie in Tränen aus. Ich hatte sie nicht einmal weinen sehen, als Ben in der sechsten aus Versehen mit Anlauf den Kopf voller Wucht in ihren Bauch rammte. „Ja ich finde ja auch, dass es zum Heulen ist“, murmelte ich und tätschelte ihr etwas unbeholfen den Rücken. Es war tatsächlich ein bisschen zum Heulen, aber ganz so plastisch hatte ich mir das dann doch nicht vorgestellt. „Ich krieg das nie auf die Reihe. Und das Buch ist ja auch noch“, schluchzte sie. Das überraschte mich, Nora war einer dieser ewigen Bücherwürmer. „Aber du bist ja total schnell im Lesen“, versuchte ich sie aufzumuntern. „Ja, aber im Schreiben nicht. Mein Laptop ist letzte Woche kaputt gegangen und nun habe ich die alte Kiste von meinem Bruder und die ist langsam und hat das falsche Programm. Ich komme kaum vom Fleck und der Hirschen ist ja auch noch.“ – „Du hilfst da aus“, fragte ich überrascht. „Ja, jeden Abend“, schniefte Nora. „Na, das ist doch super, das gibt bestimmt anständig Trinkgeld“, versuchte ich sie aufzumuntern. Sie nickte. „Der Stundenlohn ist in Ordnung, aber Trinkgeld gibt's meistens im Service. Ich helfe in der Küche. Marie ist wegen dem Baby ausgefallen und Papa hat ihr versprochen, dass sie nach der Pause wieder bei uns arbeiten darf.“ Ich kannte Noras Vater, das war einer der bekanntesten Wirte im ganzen Kanton. Er hatte, gemäss meiner Mutter, einen guten Ruf, weil er anständige Löhne bezahlte und seine Angestellten fair behandelte, genauso, wie es sich für einen Arbeitgeber gehöre, besonders einen, der bei den Gewerkschaften sei, pflegte meine Mutter zu sagen. Aber ja, in diesem Fall nützten wohl alle Gewerkschaften nichts. „Hast du zu Hause schon gesagt, was wir alles ob haben?“, fragte ich trotzdem. Nora nickte. „Besser planen, ein paar schlechte Noten seien bei meinem Schnitt ja tragbar und rechnen beim Teller waschen, das waren so die besten Antworten“, murmelte sie. Ich lachte. „Ja, das mit dem guten Schnitt stimmt doch aber“, versuchte ich sie aufzumuntern. „Geht so, Bio ist nicht so mein Ding. Und ich will unbedingt ohne Prüfung ins Gymi, dafür brauche ich doch den guten Schnitt. Und ich habe Angst vor dieser einen Prüfung.“ – „Das stimmt natürlich.“



„Aber ich habe mich schon auch schon gefragt, wie das alles gehen soll. Ich muss gleich zur Nachhilfe und will das Training eigentlich auch nicht ausfallen lassen ... Vorhin habe ich gerade überlegt, ob ich einfach eine Stunde früher aufstehen soll. Und letzte Woche hat mein Bruder mir vorgeschlagen, dass ich mein Buch als Hörbuch downloaden könnte, aber da war ich schon fertig mit dem Lesen. Es war gar nicht so schlecht. Ich habe dann versucht, daran den Aufbau eines Aufsatzes einem von diesen Ersties beizubringen, sozusagen zwei in eins.“ Nora lächelte, „Beim eine Stunde früher aufstehen bin ich dabei, das ist echt eine gute Idee. Wenn du willst, kannst du zu uns kommen, im Hirschen hat es sicher Platz. Und wenn man eine Verabredung hat, ist es bestimmt einfacher aufzustehen.“ Ich überlegte nicht lange, Nora hatte recht, zu zweit war das auf jeden Fall einfacher.

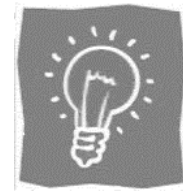
Wir verabredeten uns gleich für den nächsten Morgen und ich zog los zu meinem Nachhilfe-Ersti.

Am nächsten Morgen stand ich Punkt 6 Uhr 15 vor dem Hirschen. Das Aufstehen war eine Qual sondergleichen gewesen, aber ich hatte es ja versprochen.

Der Hirschen hatte keine Klingel, aber als ich klopfte, öffnete Nora die Tür und winkte mich rein. Wir setzten uns an den Stammtisch und gaben uns eine Stunde Bio, ich hatte beschlossen, dass das zuerst sein musste, weil ich nicht sicher war, ob ich es nochmals so früh aus den Federn schaffte und Nora vor dieser Prüfung ein bisschen Angst hatte. Wir begannen mit der Zusammenfassung und erklärten uns die Lösungen gegenseitig. Als Noras Mama uns um halb acht zur Schule jagte (wir waren zu spät dran), hatte ich das Gefühl, dass sie die meisten Sachen verstanden hatte. Und während wir unsere Fahrräder vor der Schule parkierten und zum Klassenzimmer eilten, erzählte sie mir, dass es ihr Buch tatsächlich zum Downloaden gäbe und die ganze Küchencrew vom Hirschen jetzt mithörte und viele Fragen zur Geschichte stellte. „Dabei stellte sich heraus, dass einer der Köche mit seinen Eltern französisch spricht. Heute kann ich ihm meine Berufswünsche erklären und wir können die wichtigsten Sätze aufnehmen per Sprachnachricht. Dann muss ich es nur noch schreiben“, sagte sie zuversichtlich. Ich war froh, dass sie ihren Optimismus wiedergefunden hatte.

Am nächsten Morgen gesellten sich Jeremy und Meli um Viertel nach sechs vor den Hirschen dazu und wir wühlten uns zu viert durch Englischgrammatik. Zwischendurch gab's von Noras Papa frische Gipfeli und für Nora einen zusätzlichen Wuschel. „Wer hat jetzt gesagt, dass er in der Küche nicht aushelfen kann wegen ein paar Hausaufgaben?“, schmunzelte der Papa. Nora verdrehte die Augen und Noras Mutter warf ein: „Das ist eine Ausnahme, das arme Kind muss ja auch schlafen!“, was Nora natürlich nicht so einfach im Raum stehen lassen konnte, schliesslich war sie kein Kind mehr. Zwischen Noras Protesten hörte ich, wie der Papa Noras Mutter Recht gab. Trotz vieler fauler Sprüche war er stolz auf seine Tochter. Eine Chance ins Gymnasium gehen zu dürfen, hatte er damals nicht.

Als wir nach den Ferien am ersten Tag in der Pause zusammenstanden, beschlossen Nora, Meli, Jeremy und ich, unser Sechsuhrfünfzehn-Treffen weiterzuführen. Einerseits, um die Arbeiten ein bisschen zu drosseln, die Lehrer hatten die Prüfungen vor den nächsten Ferien schon wieder angekündigt, und andererseits, weil es unendlich weniger hart ist, wenn man dann lernt, wenn es nicht alle anderen sehr lustig haben. Wir gaben uns selber am Mittwoch frei und führten die Regel ein, dass immer das Komplizierte zuerst besprochen werden musste, schliesslich ist das Härteste am Tag das Aufstehen und das wurde mit der Zeit auch ein kleines bisschen einfacher.



Projekt Phönix

von Squirrel

Die Pfadiabteilung Pegasus steht vor ihrem Ende. Wie kam es dazu?
Eine (fast) wahre Geschichte.

Schon länger kriselte es in der reinen Jungenabteilung Pegasus. Neben dieser Abteilung gab es noch vier weitere Pfadiabteilungen in der gleichen mittelgrossen Stadt. Auch die Konkurrenz um neue Mitglieder war nicht klein. Das Angebot an Freizeitaktivitäten in der Stadt war reichhaltig und es gab dazu noch weitere Jugendverbände, welche um die gleiche Zielgruppe buhlte.

Pegasus war einst die grösste Abteilung in der Stadt. Sie hatte vier grosse Fähnli, eine grosse Wolfsmeute und konnte auf viele Rover zählen, wenn Grossanlässe des Kantons organisiert wurden oder Hilfe im Abteilungslager nötig war. Aber über die Jahre verlor die Abteilung durch schlecht ausgebildete Leiter und Uneinsichtigkeit im Team zusehends Nachwuchs bei den Wölfen. Erst musste die Rudelanzahl verkleinert werden, dann wurden es immer weniger Fähnli. Dies ging so weit, dass der Leiterschaft gerade noch total 20 Teilnehmende gegenüberstanden. Erst jetzt begriffen die Verantwortlichen, in welcher Krise sie sich befanden. Denn ohne Wölfe keine Pfadis, ohne Pfadis keine Pios und ohne Pios keine neuen Rover, welche Übungen oder Lager organisieren konnten.

Erst versuchte man die Wölfli verstärkt dazu zu bewegen, ihre Freunde mit in die Pfadi zu nehmen, um die Anzahl zu erhöhen. Jedoch hatten wenige Wölfli auch nicht so viele Freunde und nicht alle Kinder möchten in die Pfadi gehen. Am Schnuppertag kannten wenige Wölfli auch nur wenige neue Kinder, die mit ihnen ins gleiche Schulhaus gingen, und so konnte die Anzahl an neuen Wölfli gehalten, jedoch nicht gesteigert werden. Die Situation hatte sich auch nach einem Jahr nicht verbessert.

Neue Lösungen mussten her. Zum ersten Mal wurden auch die Pios mit ins Boot geholt und zu den Krisensitzungen eingeladen. Im Gegensatz zu den anderen Stufen waren die Pios nicht in den eigenen Abteilungen tätig, sondern hatten gemeinsam, mit allen Pios der Stadt, ein eigenes Pfadiheim, in welchem sie ihre Aktivitäten planten und durchführten. So bekamen sie nichts von den Problemen ihrer Abteilung mit. Die älteren Leiter hatten grosse Hoffnung auf die Pios gesetzt und erwarteten frischen Wind in der Abteilung und neue Ideen.

Die Pios waren erst geschockt über die Problemlage, mit der sie konfrontiert wurden. Viele Ideen, die ihnen in den Sinn kamen, wurden bereits ausprobiert und brachten nicht den gewünschten Erfolg. Andere schienen nicht umsetzbar zu sein und liessen ein Gefühl von Hilflosigkeit aufkommen. Doch die Pios wollten nicht so einfach aufgeben.

An einer Pioaktivität, nach einem Piratenfilm in einer abgelegenen Sandsteinhöhle, sassen einige der Pegasus-Pios mit anderen am Lagerfeuer und diskutierten erstmals die Problemlage ihrer Abteilung mit den Pios der anderen Abteilungen. Obwohl alle das Schrumpfen der Abteilung Pegasus mitbekamen, wirklich realisiert hatte es niemand. Entweder, weil die eigene Abteilung genügend eigene Sorgen hatte oder weil der Alltag in der Schule oder in der Lehre genug Herausforderungen mit sich brachte. Aber am Lagerfeuer kam aus, dass die Zerberus-Pios in einer ähnlichen Lage steckten.



Bei ihrer Abteilung zogen sich die älteren Leiter gemeinsam, nach drei Jahren Leitungsfunktion, aus dem Pfadialltag zurück, wie dies seit langem zur Gewohnheit geworden war. Nun hatten die Jüngeren die Leitung übernommen. Die jungen Leiter waren gerade mal ein Jahr in ihrer Funktion als Leiter und sollten nun die ganze Abteilungsarbeit übernehmen. Die Posten in der Abteilung, also der AL, die Stufenleiterfunktionen und auch der Materialwart konnten durch die neuen Leiter abgedeckt werden, jedoch fehlte es an Leitern, welche regelmässig aktiv am Programm teilnehmen konnten. Und auch wenn die Aktivitäten regelmässig durch die Zerberus-Pios geleitet worden wären, fehlte es dauerhaft an Leitern.

An diesem Abend diskutierten die Pegasus- und Zerberus-Pios etwas, was die älteren Leiter niemals gemacht hätten, eine Idee so weittragend, dass sie die Geschichte der örtlichen Pfadiabteilungen massgeblich verändern würde. Sie begannen in den kommenden Pio-Höcks mit der Ausarbeitung ihres Plans und planten detailreich die Vorgehensweise. Auch versuchten sie die Gegenargumente der Rover zu errahnen, Antworten zu finden und mit diesen Fakten und Zahlen bewaffnet den Rovern entgegenzutreten.

Nach den Sommerferien, am Halbjahreshöck der jeweiligen Abteilung, war es soweit. Beide Piogruppen stellten ihr Projekt zur Rettung beider Abteilungen vor. Zuerst wurden nur die grossen Veränderungen von den Rovern besprochen: welcher Teil an Geschichte verloren ginge, welche groben Veränderungen die Idee mit sich bringen würde und welche Arbeit damit verbunden wäre. Doch nach und nach sahen die Leiter der beiden Abteilungen, welche Möglichkeiten sich eröffnen würden und welche grosse Arbeit ihre Pios bereits gemeinsam erbracht hatten.

Das gemeinsame Ziel der Pios war es in den Abteilungen Pegasus und Zerberus das Projekt Metamorphose zu starten. Es war nichts anderes als eine Fusion, ein Zusammenschluss der beiden Abteilungen zu einer neuen, der Abteilung Phönix. Die eine Abteilung hatte zu viele Leiter, die andere zu wenige – die eine hatte zu wenige Teilnehmende, die andere zu viele für die wenigen Leiter.

Die Pios zeigten gemeinsam einen Weg auf, der für beide Abteilungen das Ende bedeutete. Ein Ende, welches gleichzeitig ein Neuanfang wäre und einen Neuanfang, den die Pios gemeinsam und von Anfang an aktiv mittragen würden.

Es brauchte Zeit, bis die verschiedenen Strukturen, Traditionen und Gewohnheiten unter einem Pfadiheimdach vereint werden konnten.

Aber die Abteilung Phönix gibt es bis heute.



Roverstrufe

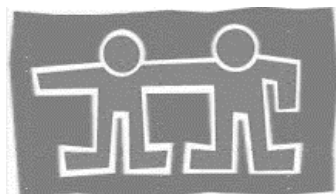
Wir Rover wollen ...

Offen und ehrlich sein



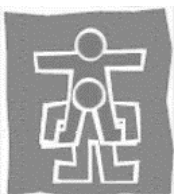
- Wie ich zum Lügner wurde
- Schnappschuss

Andere verstehen und achten



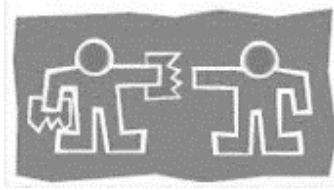
- Der Grossvater und sein Enkel
- Super Mario
- Dene wos guet geit

Unsere Hilfe anbieten



- Der Sozialeinsatz
- Ein Unglück

Miteinander Teilen



- Gute Freunde
- Die Blinden und der Elefant

Uns entscheiden und Verantwortung tragen



- Schwere Entscheidung
- Ungeeignet

Freude suchen und weitergeben



- Künste teilen
- Abenteuer im Abteil

Sorge tragen zur Natur und allem Leben



- Mein Fussabdruck auf der Erde
- Zitat

Schwierigkeiten mit Zuversicht begegnen



- Der kleine Henry
- Meine Mutter

Offen und ehrlich sein



Wie ich ein Lügner wurde

nach Arkadi Timofejewitsch Awertschenko

Jeder, der mich von Kindheit kennt, kann bestätigen, dass kein Knabe die Wahrheit mehr liebte als ich. Alles, was sie wollen – pflegte ich zu sagen –, nur nicht lügen! Ein Scherz, ein Schabernack – das vielleicht! Aber Lügen riefen in mir Gefühle hervor wie die Seekrankheit in einem Passagier, der zum ersten Mal eine Schiffsreise unternimmt.

Eines Tages fuhr ich in einer Kutsche auf dem Schaffhauserplatz. Von der Zürcherstrasse kamen wir auf den Brunnenweg und wollten von da in die St. Gallerstrasse abbiegen. Plötzlich hört mein Pferd das Signal einer Autohupe. Das Pferd blieb stehen, ein Auto fährt in die Kutsche, die Kutsche stürzt, das Pferd fällt, die Deichsel bricht. Ich falle auf das Pflaster, der Kutscher stürzt vom Bock auf das Pferd.

„Kutscher!“ rief ich, als ich vom Boden aufstand; „kriechen Sie vom Pferd herunter, Sie sind kein Reiter. Fahren Sie uns nach Hause“.

Etwa zwanzig Personen liefen auf mich zu. Ich sagte zu dem Polizisten, der unter der Menge war: „Könnte man nicht eine andere Kutsche holen? Ich muss dringend weiterfahren.“ – „Haben Sie sich weh getan?“ – „Danke, die Hand ist ein wenig verrenkt. Das ist meine eigene Schuld, weil ich so unglücklich gefallen bin“.

„Darf ich um Ihre Visitenkarte bitten?“ – „Ich kann nichts dafür. Ich sass in der Kutsche und ...“ – „Sie sind nicht schuld. Die Schuld trägt der Kutscher.“ – „Dann verlangen Sie seine Visitenkarte. Übrigens ist auch er nicht schuld. Als das Auto hupte, schrie er laut auf, da er glaubte, dass das Pferd erschrecken würde. Sie wissen, wenn ein Pferd erschrickt, so nimmt es Reissaus. Mein Pferd kennt diese Regel nicht und blieb auf seinen Schrei hin stehen. So fuhr das Auto in die Kutsche hinein.“

„Erzählen Sie von Anfang an, bitte!“ – „Also: Gestern Abend bekam ich ein Radiotelegramm: Komm dringend zu mir! Dein Schatzi.“ – „Das interessiert mich nicht – erzählen Sie, wie Sie gefahren sind.“

„Wir fuhren durch die Zürcherstrasse auf den Brunnenweg. Plötzlich tönte von der Seite her eine Autohupe. Das Pferd erschrak und blieb stehen. Der Chauffeur konnte den Motor nicht abstellen und fuhr in die Kutsche hinein.“ – „So. Und jetzt bitte um Angabe Ihres Namens, Ihres Berufes und Ihrer Adresse.“

Als ich diese Formalitäten erledigt hatte, konnte ich nach Hause gehen.

Nach diesem Vorfall verbrachte ich ruhige fünfzehn Stunden. Am anderen Morgen, gegen sieben Uhr, läutete das Telefon. „Hallo! Bist du es?“ – „Ja, ich bin's. Ah, das bist du, Peter? Was läutest du Sturm in so früher Stunde?“



„Mein Lieber, wie steht es mit deiner Gesundheit? Ich bin so beunruhigt! Diese Autos!“ – „Woher weisst du es?“ – „Ich hab' es in der Zeitung gelesen. Erzähle, wie das alles passiert ist!“ – „Du hast es ja in der Zeitung gelesen.“ – „Nein, erzähle selbst. Die Zeitungen schreiben nie die Wahrheit.“

Also erzählte ich: „Wir fuhren durch die Zürcherstrasse auf den Brunnenweg und wollten in die St. Gallerstrasse. Plötzlich ertönte ein Signal einer Autohupe, das Pferd erschrak und blieb stehen, das Auto fuhr in die Kutsche, die Kutsche wurde umgeschmissen, das Pferd stürzte zu Boden, der Kutscher fiel auf das Pferd, ich fiel zu Boden und verletzte mich ein wenig an meinen Arm. Die Schmerzen sind schon vorüber, aber die Deichsel ist hin.“ – „Furchtbar! Auf Wiedersehen!“

Ich ging vom Apparat, musste aber gleich dahin zurückkehren: „Hallo, bist du das?“, rief die süsse Stimme meines Schatzis. – „Ja, guten Morgen! Wie geht's?“ – „Danke. Bist du nicht im Bett? Dann war das Unglück nicht so gefährlich. Ich war besorgt, so beunruhigt! Wie ist das passiert?“ – „Es steht in den Zeitungen ...“ – „Erzähl mir es selber.“

Ich unterdrückte einen Seufzer und sagte: „Wir fuhren durch die Zürcherstrasse auf den Brunnenweg, dann in die St. Gallerstrasse, plötzlich hörte man von der Seite ein Autohupensignal, das Pferd erschrak, blieb stehen, das Auto fuhr in die Kutsche hinein – wir lagen am Boden. Die eine Rippe tut weh, aber die Deichsel ist schon gesund.“ – „Du fieberst, mein armer Schatz! Ich werde dich heute besuchen kommen. Tschüsschen Küsschen!“

Auf die dritte telefonische Anfrage antwortete ich kurz: „Fahrtroute: Zürcherstrasse, Brunnenweg, St. Gallerstrasse. Autohupe. Zusammenstoss. Kutsche und Pferd fallen um. Ich auf die Seite. Schmerzen. Die Deichsel hin. Jetzt alles in Ordnung. Schluss!“

Nach dem vierten Läuten – lakonische Erklärung des Unfalles, dann: „Geh zum Teufel!“. Ich legte mich auf das Sofa und begann nachzudenken:

Eigentlich sind die armen Leute gar nicht schuld. Sie wollen mir ihre Anteilnahme beweisen. Man muss gerecht sein. Es ist langweilig, ein und dieselbe Geschichte zehnmal zu erzählen, aber jeder hört sie zum ersten Mal. Man kann auch nicht jeden, der sich nach meinem Befinden erkundigt, zum Teufel schicken! Ich werde vielleicht hundert illustrierte Broschüren mit einer detaillierten Beschreibung des Falles drucken lassen und sie unter meinen Freunden verteilen. Nein, das hat keinen Sinn; bis ich die Broschüre aus dem Druck erhalte, werden alle meine Freunde angerufen haben. Ich werde sie lieber zum Tee einladen und ihnen die Geschichte erzählen. Aber das geht auch nicht! Sie werden nicht auf einmal kommen und ich werde doch jedem einzelnen die Geschichte erzählen müssen ...

Ich war in einer verzweifelten Lage und wusste weder ein noch aus. Das Läuten des Telefons zwang mich, das Sofa zu verlassen.

„Hallo! Sind Sie das?“ – „Ja! Sie wollen über den Zusammenstoss mit dem Auto nähere Details erfahren? Lesen Sie die Zeitung!“ – „Die Blätter verdrehen alles!“



„Ja“, sagte ich plötzlich wütend, „Sie haben recht. Die Zeitungen lügen. Hören Sie die Wahrheit: Ich fahre auf der Zürcherstrasse, neben mir sitzt ein alter Freund, ein englischer Geheimagent. Er schaut sich um und sagt: „Wir werden verfolgt.“ – „Von wem?“ – „Von einer Sekte indischer Würger. Als ich Oberst im zehnten indischen Regiment war, habe ich viele dieser Würger hängen lassen, und jetzt,“ Er beendet die Phrase nicht – plötzlich ein wildes Geschrei – aus einem Auto springen fünf Inder, packen die Räder unserer Kutsche, der Wagen fällt. Der Oberst reisst ein Amulett von der Brust, zeigt es den Indern, ruft ihnen auf indisch ein paar Worte zu – sie laufen davon.“ – „Schrecklich! Die Zeitungen haben es anders beschrieben!“ – „Das glaube ich!“

„Hallo! Ja, ich! Gewiss. Furchtbarer Fall. Sie wollen es von mir hören? Gut. Wir fahren an der Ecke der Zürcherstrasse, sehen auf dem Trottoir einen Schatten, der sich nicht bewegt.“ – „Ein Auto auf dem Trottoir?“ – „Nein! Das war ein Königstiger!“ – „Was erzählen Sie da? Wie kommt ein Tiger auf die Zürcherstrasse?“ – „Er ist aus dem Zirkus durchgebrannt! Was ist denn dabei: Kommt alle Tage vor! Mit einem gigantischen Sprung stürzt der Tiger auf die Kutsche, wirft den Wagen um – wir schweben in Lebensgefahr. Zu unserem Glück kommt ein Schütze vorbei. Er packt sein Gewehr, schießt und trifft den Tiger. Wir sind gerettet.“ – „Mein Gott, woher kam der Mann?“ – „Aus dem Zirkus! Ein Schütze, der dort auftritt und jeden Gegenstand trifft.“ – „Aber in den Zeitungen ...“ – „Ach was, in den Zeitungen – die Zeitungen lügen!“

„Danke, dass Sie mich persönlich aufsuchen. Zu nett! Ich kann bis jetzt kaum zu mir kommen ...“ – „Erzählen Sie ausführlich! Die Zeitung hat sicher den Fall nicht detailliert gebracht. Ich möchte es von Ihnen hören!“ – „Ja, die Zeitungen lügen. Erstens spielte sich der Fall nicht auf dem Brunnenweg, sondern in meiner Wohnung ab.“ – „Bei Ihnen? In der Wohnung? Eine Kutsche mit Pferd – ein Auto?“ – „Ja, stellen Sie sich vor!“ – „Hören Sie ...“ – „Ich behaupte ja nicht, dass das Auto gross war. Es war ganz klein – ich habe meinem Buben ein Spielauto gekauft.“ – „Und das Pferd?“ – „War ein Holzpferd. Mein Bub legte auf das Auto verschiedene Sachen, darunter fünf Kilo Schwarzpulver, die ich für die Jagd besorgt hatte. Der Bub sauste im Zimmer herum, stiess mit dem Pferd zusammen. Das Pulver explodiert – alles flog in die Luft – der Knabe, das Auto, das Pferd, die Kinderfrau, die ins Zimmer trat – alles war in Stücke zerrissen. Man wusste nicht, wo die Kinderfrau aufhörte und der Bub anging.“ – „Furchtbar. Wo ist das alles?“ – „Man hat es hinausgetragen ...“

Ich erzählte bis zum späten Abend. So bin ich ein Lügner geworden! Und wer hat mich dazu gemacht? Die Menschen, die mir die Wahrheit nicht glauben wollten ...



Schnappschuss

von Twist

Ich bin Fotograf. Eigentlich kann man mich auch Richter oder Detektiv nennen, denn ich versuche die Wahrheit auf das Bild zu bringen. Doch die Wahrheit und ich, wir begegnen uns selten. Leider. Manchmal habe ich sogar das Gefühl, wir begegnen uns nie. Aber ich weiss, dass ich irre. Die Wahrheit verbirgt sich, ist oft unscheinbar und zeigt sich in den kleinen Dingen des Lebens. Um dies zu erkennen musste ich mehr als zehn Jahre meinen Beruf ausüben.

Und zuerst musste ich dazu die Lüge kennenlernen, die sich als Wahrheit tarnte. Ich habe Menschen fotografiert. Schon immer. Ich wollte den Menschen, wie er am schönsten ist, auf das Bild bringen. Ich machte gute Fotos. Ich fotografierte, was die Menschen sehen wollten. Meine Fotografie wurde gelobt. Doch es reichte mir nicht.

Jeder Kunde, der mein Studio betrat, musste sich sicher eine Stunde Zeit nehmen. Ich liess ihn einfach machen, ich hatte jede Menge Dinge aufgestellt. Der Kunde beschäftigte sich, ich fotografierte. Manche Kameras hatte ich so installiert, dass der Kunde sie nicht bemerkte, dass sie ihn überraschten.

Und dann, ich fotografierte nun schon knapp zehn Jahre, dann kam sie. Ich sah, wie sie hereinkam. Sie war eine Schauspielerin beim Theater. Sie gefiel mir optisch sofort. Grosse Augen, hübsche Nase, Sommersprossen. Ich bat sie, sich wie zu Hause zu fühlen. Sie lachte mich aus. Ich machte Fotos, während sie lachte. Sie sagte, sie würde sich niemals in einem Fotostudio wie zu Hause fühlen, würde mir die beste Seite von ihr vorspielen, wie sie im Theater einen anderen Menschen vorspielen würde.

Ich verstand nicht, was sie mir damit sagen wollte. „Gehen sie einmal zu einem Fotografen und seien sie ganz natürlich“, riet sie mir.

Ich tat, wie mir geheissen. Sie hatte Recht, ich verhielt mich etwas anders, versuchte, meine beste Seite äusserlich zu zeigen, wenig Doppelkinn, gerader Rücken. Ich war lange da, habe mich versucht locker und wie zu Hause zu verhalten, doch in meinem Kopf war da immer diese Stimme, die sagte: „Du wirst beobachtet, da macht jemand Fotos von dir.“ Und später, ich bezahlte alle hundertfünfzig Bilder, die mein Kollege gemacht hatte, um sie selbst zu entwickeln, später wählte ich nur diejenigen Bilder aus, auf denen ich von meiner besten Seite zu sehen war, es waren zwei. Und ich hatte mir einen talentierten Kollegen ausgesucht, er war bestimmt nicht das Problem.

Da beschloss ich, aufzuhören mit Portraits. Ich war ein Jäger und Sammler der Wahrheit, nicht einer, der den Menschen Bilder vorlog. Ich zog hinaus in die Welt und fotografierte Landschaften. Da ich damit nicht wirklich Geld verdiente, hängte ich mich an eine ähnlich gesinnte Journalistin. Sie wollte die Wahrheit schreiben, ich fotografieren. Wir waren ein gutes Team und heirateten schliesslich.

Doch wir hatten Mühe, auch zu zweit über die Runden zu kommen.

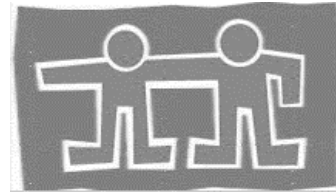


Ich wunderte mich lange warum, schliesslich waren wir beide sehr engagiert.

Die Antwort war einfach. Niemand interessierte sich für die Wahrheit. Oder der Mensch ist vielleicht auch einfach zu eitel dafür. Wir haben aufgehört, durch die Welt zu ziehen, ich habe ein kleines Studio in unserer Garage eingerichtet und mache wieder Portraits und meine Frau schreibt von zu Hause an einem Roman und verfasst diverse Magazinartikeln. Um unsere Tochter kümmern wir uns abwechslungsweise. Sie sagt jetzt schon, dass sie Richterin werden will.

Eines Tages suchte mich die Schauspielerin wieder auf. Sie war immer noch schön, aber der Zahn der Zeit hatte sich auch in ihrem Gesicht festgebissen. Ich wies sie, wie alle meine Kunden, darauf hin, dass ich nicht ihr wahres Ich fotografieren werde, weil sie es mir niemals zeigen würde. Sie lachte und sagte, dass es nicht schlecht sei, manchmal gut auszusehen auf einem Bild. Schliesslich würden die Menschen, die einem nah sind, Bilder im Herzen tragen, die durch Erfahrung gemacht worden sind und Erfahrungen sehen nicht immer nur gut aus.

Andere verstehen und achten



Der Grossvater und sein Enkel

von Lew Tolstoi

Es war einmal ein Grossvater, der schon sehr, sehr alt war. Seine Beine gehorchten ihm nicht mehr, die Augen sahen schlecht, die Ohren hörten nicht mehr viel und Zähne hatte er auch keine mehr.

Wenn er ass, floss dem alten Mann die Suppe aus dem Mund. Der Sohn und die Schwiegertochter liessen ihn deshalb nicht mehr am Tisch mitessen, sondern brachten ihm sein Essen hinter den Ofen, wo er in seiner Ecke sass.

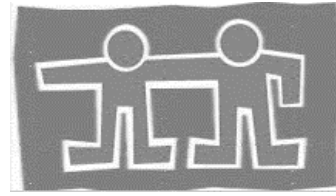
Eines Tages, als man ihm die Suppe in einer Schale hingetragen hatte, liess er diese fallen und sie zerbrach. Die Schwiegertochter machte dem Greis Vorwürfe, dass er ihnen im Haus alles beschädige und das Geschirr zerschlage, und sagte, dass sie ihm von jetzt an das Essen in einem Holzschüsselchen geben werde. Der Greis seufzte nur und sagte nichts.

Als der Mann und die Frau einige Tage später zu Hause beisammensassen, sahen sie, dass ihr Söhnchen auf dem Fussboden mit kleinen Brettern spielte und etwas zimmerte.

Der Vater fragte ihn: „Was soll das denn werden, Mischa?“

Und Mischa antwortete: „Das soll ein Holzschüsselchen werden, Väterchen. Daraus werde ich dir und der Mutter zu essen geben, wenn ihr alt geworden seid.“

Der Mann und die Frau sahen sich an und weinten. Ihnen wurde plötzlich bewusst, wie sehr sie den Greis gekränkt hatten und sie schämten sich. Fortan liessen sie ihn wieder am Tisch sitzen und waren freundlich zu ihm.



Super Mario

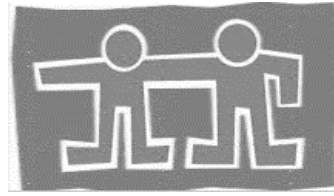
von Twist

Mario quälte sich aus dem Bett, er hatte kaum geschlafen, seit Wochen nicht mehr. Ein Morgenmensch war er bestimmt nicht, noch nie gewesen, aber er wusste schon lange nicht mehr, warum er eigentlich aufstand. Vielleicht weil es im Bett auch nicht besser war. Es war dunkel draussen, immer dunkel. Essen mochte er nicht, er wusste nicht was und er hatte keinen Appetit. Duschen, Kleider, Bus. Manchmal hatte er das Gefühl, dass ihn alle im Bus anstarrten. Er verkroch sich in seinen Schal, Kapuze runter, unauffällig sein. Der Schal erstickte ihn fast, er musste weg. Was, wenn das jemand merkt. Wie peinlich, am eigenen Schal fast zu ersticken. Nicht mal richtig anziehen konnte er sich. Und wozu das alles? Für ein paar Stunden Uni, die er sowieso nicht verstand. All das Geschwafel über Recht und Unrecht. Am Ende ging es nur ums Geld. Die Welt war korrupt. Er setzte sich in die hinterste Reihe. Möglichst weit weg von den Professoren und ihren Fragen, möglichst weit weg von all diesen herausgeputzten Studenten. Woher diese die Energie hatten, um früh aufzustehen und sich anständig in Schale zu werfen, Mario wusste es nicht. Er wollte schlafen. So gerne wollte er schlafen, noch immer klang irgendwoher die Stimme der Professorin. Nein er konnte nicht einschlafen. Was, wenn er dabei erwischt wurde? Dreihundert Studenten in diesem Saal. Das würde bestimmt zu reden geben. Und dann würde wieder irgendjemand sagen, dass er definitiv nicht Super Mario wäre. Nein der war er definitiv nicht. Er hatte keine Prinzessin zu retten und er wuchs auch nicht, wenn er Pilzrisotto ass. Pilze mochte er sowieso nicht besonders.

Die Mensa war laut, Mario schlich durch die Essensausgabe. Er hatte keinen Hunger. Vielleicht ein Joghurt. Er suchte sich eine dunkle Nische, nur raus aus diesem Getümmel. Löffel vergessen, er musste doch nochmal zurück. Aber es war so laut und so weit. Und so richtig Hunger hatte er sowieso nicht.

Jemand quetschte sich zu ihm in die Nische. Es war Katja. Sie begann auf ihn einzureden. Katja und er waren zusammen im Gymnasium gewesen. Und gute Freunde geworden. Sie war ein Energiebündel, herzlich, aufgestellt, vielleicht ein bisschen zu klein, Haare, die sich in alle Himmelsrichtungen drehten. Aber jetzt wäre er lieber ohne sie gewesen. Warum konnte sie ihn nicht einfach allein lassen. Zuhören war so anstrengend. Aber wenn er sie jetzt sauer machte, hatte er gar niemanden mehr. Er brauchte auch niemanden, er war sowieso zu nichts nütze. Warum konnte er nicht einfach irgend in eine Ecke sitzen und warten, bis die Welt ihn vergessen hatte.

Sie hielt ihm einen Löffel hin. „Iss! Und dann erzähl mal, wie es dir geht.“ Er begann zu löffeln. Was sollte er denn sagen? Nicht gut. Er wusste es nicht. Schlaf würde sicher helfen. Aber ging es ihm nicht gut? Es ging ihm, egal, egal war passend. Es war ihm egal. „Egal“, sagte er zwischen zwei Löffeln Joghurt. „Dir?“ Sie schüttelte nur den Kopf. „Egal ist nicht gut. Wie hast du geschlafen?“ Er schüttelte nur den Kopf. „Egal“, murmelte er wieder. Ob er schlief oder nicht, war egal, er sowieso war egal, Katja war egal. „Sorry, bin nur müde“, murmelte er. „Weisst du wie lange du schon so bist?“, fragte Katja. „Eine Weile“, murmelte Mario. „Aber das geht schon wieder.“ „Das glaube ich dir nicht mehr.“ „Aber es ist nicht so wichtig. Alles ist nicht so wichtig. Am Ende sterben wir sowieso alle.“ Katja schaute ihn nachdenklich an. „Du meinst das ernst, oder?“



Er zuckte die Schultern. Auch das war egal. „Und wenn schon?“, murmelte er. „Mario, was ist mir dir los?“, fragte Katja mit ihrer Ich-meine-es-gerade-sehr-ernst-Stimme. Mario zuckte die Schultern. „Nichts, ich bin einfach ein bisschen müde.“ „Du bist seit einem halben Jahr so drauf“, antwortete Katja. Das stimmte. Vom Lernen war er immer noch müder und noch müder geworden, er wollte es so genau wie möglich wissen und seither hatte die Müdigkeit nie mehr aufgehört. „Kann es sein, dass du krank bist?“, fragte Katja vorsichtig, immer noch mit der Ernst-Stimme. Mario legte seine Hand auf seine Stirn: „Nein.“ – „Hast du den Arzt gefragt wegen deiner Schlafstörungen?“ Er schüttelte nur den Kopf. „Mario, ich mag dich sehr gern, du bist einer meiner besten Freunde und ich mache mir wirklich Sorgen. Ich will, dass wir heute in eine Apotheke gehen und du dir etwas verschreiben lässt. Ich zahle das auch.“ Mario lächelte. Das Lächeln tat beinahe weh. Das war so typisch Katja. „Heute kann ich nicht“, murmelte er. Sie nickte nur.

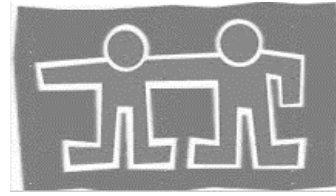
Nach der Vorlesung war sie da, packte ihn am Arm und zog in durchs Gedränge. Er hätte sich gern gewehrt, aber er hatte keine Kraft. Aber sie zog ihn nicht hinaus aus der Uni, sondern zum Uni-Psychologen. Mario realisierte erst, wo er war, als eine Dame die Türe schloss. Sie wusste, wer er war. Katja erzählte, wie sie Mario erlebte. Die Psychologin stellte Mario viele Fragen, viel mehr Fragen als Katja. Katja verliess irgendwann die Sitzung und wartete vor dem Sprechzimmer.

Eine Stunde später machten sich Katja und Mario auf zur Apotheke. Die Psychologin löste bei Mario einige Fragen aus. Wie war er, bevor er immer müde war? Und wollte er, dass diese Müdigkeit wieder wegging? Mario wusste, dass er das eigentlich schon wollte, aber es war so anstrengend. Katja kaufte für ihn die Schlaftabletten gemäss Rezept. Sie begleitete ihn nach Hause. Katja sah zu, dass er sein Medikament schluckte. Katja schnappte sich seinen alten Schlafsack und legte sich auf die Couch. Als er schlief, entspernte sie seinen Wecker. Und am nächsten Morgen, nachdem er bis fast um zehn geschlafen hatte, gab's Gipfeli und frischer O-Saft.

„Ich denke, ich bin krank“, stellte Mario fest und zerzupfte sein Gipfeli in viele Einzelteile. Katja nickte. „Ich denke es dauert lange, bis ich wieder gesund werde.“ Sie nickte wieder. „Iss jetzt dieses Gipfeli und dann schauen wir, dass wir jemanden finden, der dir helfen kann.“

Mario schüttelte nur den Kopf. „Warum machst du das? Ich halte mich ja selber kaum noch aus.“ Katja lächelte. „Ich mag diesen Super Mario, den ich schon so lange kenne, auch wenn er nicht wächst beim Pilzrisotto essen. Und wenn du krank bist, weil du schon zu lange auf keine Schildkröte mehr getrampt bist, oder das mit der Prinzessin ein echter Stress ist, dann werde ich schauen, dass du wieder auf die Beine kommst. Auch wenn das lange dauert.“

Mario lächelte. Es war so typisch Katja. Und er wusste, dass sie das ernst meinte. Sie hatte ihn gern, egal wie krank er gerade war, warum auch immer.



dene was guet geit

von Mani Matter

dene, was guet geit,
giengs besser,
giengs dene besser,
was weniger guet geit.

was aber nid geit,
ohni dass's dene
weniger guet geit,
was guet geit.

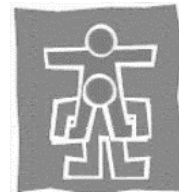
drum geit weni,
für dass es dene
besser geit,
was weniger guet geit.

und drum geits o
dene nid besser,
was guet geit.

Fragen zum Text:

- Wieso soll es den Reichen besser gehen, wenn es allen anderen besser geht?
- Haben Reiche Interesse am Wohl der anderen?
- Spielt der Text nur auf das „sich sozial engagiert fühlen“ der Reichen an oder geht es auch um Fakten, dass es ihnen (z. B. finanziell) besser ginge, wenn sie die Ärmern unterstützen würden?
- Gibt es wirklich keine Möglichkeit, dass es beiden, den Ärmern und den Reichen, besser ginge, ohne dass jemand bei seinem Lebensstandard Abstriche machen müsste?
- Wie würde ein „Goldener Mittelweg“ aussehen, damit es allen gut gehen würde?
- Wie müssten Steuern aussehen, damit die Reichen nicht noch reicher und die Ärmern nicht noch ärmer werden?
- Wäre die Idee, alles gehört dem Staat (Lohn, Nahrungsmittel, Land, ...) und dieser verteilt es fair unter der Bevölkerung, eine Lösung?

Unsere Hilfe anbieten



von Kirk

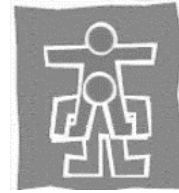
Der Sozialeinsatz

Roxy und Uhu sind zwei Rover aus der Pfadiregion Oberland. Kennengelernt haben sie sich vor einigen Jahren an der traditionellen Roverwache, die jedes Jahr von ihrer Region durchgeführt wird. Beide sind sehr aktive Rover und beiden bedeutet sehr viel, Rover zu sein. Roxy verbringt ihre Roverzeit grösstenteils in ihrer Roverrotte. Bei dieser steht sie ihrer Abteilung zwar manchmal für Helfereinsätze zur Verfügung, aber eigentlich geht es ihr als Rover vor allem darum, an Aktivitäten teilzunehmen, die sie mit ihrer Rotte selber organisieren kann. Uhu dagegen engagiert sich in einer kantonalen Arbeitsgruppe zum Thema „Flüchtlinge“ und sieht seine eigene Abteilung eigentlich nur noch einmal im Jahr zum Weihnachtsanlass.

Neben den monatlichen Aktivitäten in der Rotte ist Roxy momentan vor allem mit ihrem Studium, ihren anderen Hobbies und dem Zusammenleben in ihrer WG beschäftigt. Dass sie nicht mehr jeden Samstag eine Aktivität für ihre Wölfe organisieren muss, kommt ihr gerade sehr gelegen. Sie engagiert sich zwar sehr gerne für ihre Rotte, immerhin sind auch die meisten ihrer engen Freunde mit dabei. Dennoch nutzt sie die wenige Freizeit sehr gerne auch für all ihre anderen Interessen. Uhu arbeitet in einer Bank und wohnt zusammen mit seiner Freundin in einer eigenen Wohnung. Sie ist kein Pfadi und versteht nicht so ganz, warum Uhu jede Woche eine Arbeitssitzung hat und fast jeden Abend noch lange am Computer sitzt, um irgendwelche Pfadi-Mails zu beantworten. Die kantonale Arbeitsgruppe für Flüchtlinge nimmt ihn ganz schön in Anspruch. Uhu weiss aus den Medien, dass die globale Flüchtlingskrise sich ihrem Höhepunkt nähert und ist überzeugt, dass sich die Pfadi unbedingt engagieren und etwas gegen diese Krise tun muss. „Immerhin ist es ja unsere Mission, die Welt ein bisschen besser zu machen“, sagt Uhu immer wieder zu sich selbst.

Eines Tages treffen sich Roxy und Uhu zufällig im Zug auf dem Weg zur Arbeit: „Hallo Roxy, schön dich zu sehen“, begrüsst Uhu seine Roverkollegin aus der Region Oberland. „Uhu, das ist ja ewig her, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben“, entgegnet Roxy. „Ich weiss noch ganz genau, als wir uns damals an der Roverwache kennenlernten, erzähltest du mir, dass du dich für die Flüchtlinge einsetzen willst ... und jetzt, jetzt leitest du dieses tolle Projekt, wie ich gehört habe“, fährt Roxy fort. Und Uhu antwortet ihr: „Ja, du weisst, ich glaube fest daran, dass wir als Pfadi der Gesellschaft, und insbesondere denen, die nicht für sich selber sorgen können, unsere Hilfe anbieten sollten ...“ Und Roxy erwidert: „Das finde ich wirklich sehr toll von dir. Ich wünschte, ich hätte die Zeit, mich so zu engagieren.“

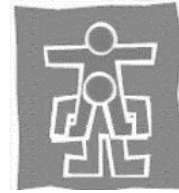
Uhu erzählt ihr, dass er in der bevorstehenden Adventszeit plant, jeden Samstag im Gemeinschaftszentrum seines Wohnortes für die Flüchtlinge aus dem nahegelegenen Durchgangszentrum zu kochen. Er will mit ihnen gemeinsam essen und Deutsch sprechen, so haben die Flüchtlinge Gelegenheit, die Sprache zu üben. In der gleichen Zeit will er auch mit den Kindern der Flüchtlingsfamilien einfache Pfadiaktivitäten durchführen, sodass sie dem eintönigen Leben im Durchgangszentrum für ein paar Stunden entkommen können. „Wir wissen zwar nicht, ob überhaupt jemand aus dem Durchgangszentrum an unsere Events kommen wird, aber wir Pfadis wollen unsere Hilfe auf jeden Fall anbieten.“ Und bevor Uhu aus dem Zug aussteigen muss, ergänzt er noch mit etwas leiserer Stimme, dass er befürchtet, sein dreiköpfiges Team hätte sich wohl doch etwas sehr viel vorgenommen. Dann verabschiedet er sich von Roxy und steigt an der nächsten Haltestelle aus.



Roxy muss den ganzen Tag über immer wieder an Uhus Projekt denken. Dieses „‘Hilfe anbieten“ will ihr einfach nicht mehr aus dem Kopf. Am nächsten Tag fasst sie einen Entschluss und ruft Uhu an: „Hallo Uhu, ich bin’s Roxy.“ „Ah, hallo, wie geht es dir?“ „Gut, danke. Du, Uhu ... Ich habe gestern noch lange nachgedacht, und ihr habt euch mit eurem Projekt ja ganz schön viel vorgenommen ...“ – „Ja, wir können nur hoffen, dass alles klappt.“ „Also, wenn ihr noch eine helfende Hand braucht, dann würde ich dir gerne dabei sein.“ „Roxy, das wäre wirklich wunderbar, aber hast du denn überhaupt die Zeit dazu?“ „Diese Zeit nehme ich mir sehr gerne, um dir zu helfen.“ So sagt Roxy also zu und verspricht, sie werde an all den Samstagen im Dezember die Aktivitäten mit den Flüchtlingskindern organisieren, während Uhu und seine Arbeitsgruppe sich um die Erwachsenen kümmern. Als Roxy dann später ihrer Rotte von diesem Projekt erzählt, sind alle sofort begeistert und ebenfalls bereit, die Arbeitsgruppe zu unterstützen. Roxy weiss noch aus dem Einführungskurs „Roverstufe“, den sie im letzten Jahr besucht hatte, dass Rover während ihrer aktiven Zeit verschiedene Rollen einnehmen sollten: Sie können Teilnehmende sein, als Leitende Verantwortung übernehmen oder als Ressource zur Verfügung stehen, um einen Dienst an der Gesellschaft zu leisten. Dieses Projekt ermöglicht es Roxy’s Rotte nicht nur Teilnehmende oder Leitende zu sein, sondern auch mal nur ihre Hilfe anzubieten.

So kommt also der erste Samstag im Dezember und Roxy begibt sich zusammen mit ihrer Rotte zum Gemeinschaftszentrum, um beim anstehenden Anlass der Arbeitsgruppe von Uhu zu helfen. Tatsächlich tauchen einige Bewohnerinnen und Bewohner des Durchgangszentrum auf und verbringen den Nachmittag mit den Pfadis. Die Erwachsenen kochen gemeinsam und üben dabei ihr Deutsch und die Kinder machen Spiele und basteln tolle Weihnachtsgeschenke. Die Stimmung ist super und alle geniessen diesen Nachmittag in vollen Zügen. Die Gäste aus dem Durchgangszentrum sind froh um die Abwechslung und die Pfadis erweitern ihren Horizont. Das Ganze wiederholt sich auch am folgenden Samstag und am Samstag darauf. Die Aktion zur Adventszeit ist also ein voller Erfolg und jede Woche kommen mehr Besucherinnen und Besucher. Dank dem tollen Einsatz von Roxy’s Rotte können alle Anlässe des Projektes ohne Probleme durchgeführt werden, Uhu kann am dritten Samstag sogar zuhause bleiben und den Geburtstag seiner Freundin feiern, worüber sie und Uhu natürlich sehr dankbar sind.

Am letzten Samstag der Aktion erscheint sogar ein Reporter der lokalen Zeitung, um über den Anlass zu berichten. Dieser Bericht kommt in der Öffentlichkeit so gut an, dass er auch die Politik erreicht. Der Regierungsrat würdigt in seiner Neujahrsansprache das Projekt der Pfadi als tolles Beispiel für den wichtigen Dienst an der Gesellschaft. Doch die öffentliche Aufmerksamkeit war nicht der einzige Erfolg des Projekts: Viele der Kinder aus dem Durchgangszentrum sind so begeistert von den Aktivitäten, dass sie der lokalen Pfadiabteilung beitreten und einige der Eltern dieser Kinder sich bereit erklären, der Pfadi ebenfalls zu helfen, wenn diese mal Unterstützung bei einer ihrer Aktivitäten bräuchten. Und nicht zuletzt haben Roxy und Uhu viel Spass und während des ganzen Projekts viel gelernt. Roxy bleibt besonders in Erinnerung, wie schön es ist, mit einem so kleinen Hilfeinsatz so viel Gutes auszulösen.



Ein Unglück

von Alimento

Familie Frei wurde von grossem Unglück verfolgt. Vor zwei Monaten verstarb der geliebte Grossvater, kurz darauf wurde Vater Kurt der Job gekündigt und Mutter Silvia brach sich das rechte Bein. Zum Glück jedoch konnte Silvia ihre Arbeit aus von zu Hause aus verrichten. Als Systementwicklerin einer grossen IT-Firma brauchte sie nur ihren Computer und einen bequemen Stuhl, um ihr verletztes Bein hoch zu lagern.

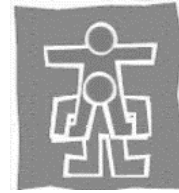
Mit ihren drei Kindern lebte das Paar in einem schönen, grossen Haus am Rande einer Grossstadt. Das Viertel war ruhig und idyllisch, perfekt für eine lebendige Familie, wie die ihre. Eine neue Arbeit zu finden, fiel Vater Kurt jedoch eher schwer. Als gelernter Rezeptionist war es nicht besonders leicht eine Arbeit in einer Grossstadt zu finden. Denn diese Stellen waren äusserst schnell besetzt. Doch er gab niemals auf. Tag für Tag stieg er in sein Auto, fuhr zur Stadt und dort von Hotel zu Hotel, auf der Suche nach einer geeigneten Arbeitsstelle. Nach einigen Wochen, Kurt war sichtlich ausgelaugt, folgte er dieser Routine, ignorierte den Sturm, der um ihn tobte und stieg ins Auto. Die beschwörenden Worte seiner Frau, welche ihm aus dem Fenster nachrief, auf sich aufzupassen, nickte er schlicht ab und fuhr davon. Auf der Landstrasse, Kurt war in seine Gedanken vertieft, blendete ihn plötzlich ein heller Blitz, ein lautes Krachen folgte und Dunkelheit überkam ihn.

Als er wieder zu sich kam, befand er sich in einem unbekanntem Bett in einem hellen, weissen Raum. Es roch nach Desinfektionsmittel und schemenhaft konnte er seine Frau und jemand ihm Unbekanntes neben sich erkennen, ehe ihn die Ohnmacht erneut überkam. Erst als er einige Stunden später erneut aufwachte, war ihm klar, dass er sich im Krankenhaus befand. Seine Frau sass lesend neben ihm auf einem Stuhl, ihr eingegipstes Bein auf einem zweiten Stuhl hochgelagert, wie sie dies auch zu Hause tat. Kurt flüsterte ihren Namen, worauf sie sofort reagierte und sich erhob, um sich über ihn zu beugen und ihm einen Kuss auf die Stirn zu geben. Silvia erzählte ihm, was passiert war. Offenbar war ein Blitz in einen nahegelegenen Baum geschlagen, welcher dann sein Auto getroffen hatte.

„Nur wenige Zentimeter, und du wärst von dem Stamm erschlagen worden, Schatz“, erklärte Silvia sichtlich erleichtert, dass das Glück ihnen doch noch hold gewesen war. Da ausser einer leichten Hirnerschütterung nichts Gravierendes vorlag, wurde Kurt bereits am nächsten Tag entlassen. Zu Hause überkam ihn jedoch nicht die Erleichterung, sondern erneuter Missmut.

„Was sollen wir denn nun tun, Silvia? Ich habe keine Arbeit, wir haben kein Auto, die Arztrechnungen stapeln sich bis unter die Decke und unser Ersparnis wird nicht ewig hinhalten“.

Ein Klingeln an der Türe unterbrach seinen Gram. Ihre Nachbarn und Freunde, Ralf und Erika, hatten ihre Unterhaltung unterbrochen. Was für ein Timing ...



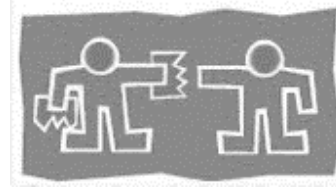
Sie hatten von Kurts Unfall gehört und kamen vorbei, um nach ihnen zu sehen. Bei Kaffee und Kuchen erzählte das vom Unglück gebeutelte Paar von ihren Zwischenfällen und ihrer misslichen Lage, woraufhin sich Ralfs Gesicht mit einem Mal wider Erwarten aufhellte.

„Ich hätte womöglich Arbeit für dich, Kurt. Wir suchen im Krankenhaus einen Nachfolger für meine Sekretärin und Empfangsdame. Sie beendet gerade ihr Praktikum bei uns und verlässt uns für einen Langzeitsprachaufenthalt. Du könntest in zwei Wochen anfangen“, erklärte Ralf.

Verblüfft über diese Wendung, merkte Kurt dennoch an, dass ihm das Auto fehle und er mit den öffentlichen Verkehrsmitteln mehr als zwei Stunden Fahrtweg einrechnen müsse.

„Keine Sorge, mein Freund. Wir fahren gemeinsam, und falls sich mal unsere Schichten nicht decken, stelle ich dir gerne mein Ersatzauto zur Verfügung, bis ihr wieder auf den Beinen seid“, winkte Ralf ab. Silvia und Kurt wussten nicht, wie sie ihren Freunden danken konnten. Eine solche Hilfe hätten sie niemals erwartet. Nun mussten sie sich keine Sorgen mehr machen, wie sie ihre Rechnungen begleichen und das Haus weiter unterhalten konnten.

Miteinander Teilen



Gute Freunde

von Twist

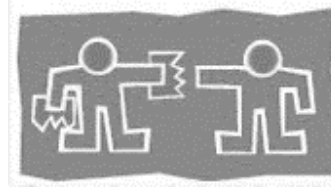
Kurz vor Weihnachten (und ich gebe gerne zu, das Datum dürfte besser sein) treffe ich immer meine alten Freunde aus dem Weiler. Wir sind zusammen aufgewachsen. Wir sind fast gleich alt, aber wir hatten nur uns zum Spielen, denn das nächste Dorf ist vier Kilometer weit weg. Für uns gab's extra einen Schulbus, später das Fahrrad. Dass man da allerhand zusammen erlebt, ist klar, schon nur mangels Alternativen. Und ich glaube wir waren in der dritten oder vierten Klasse, Timo vielleicht in der fünften, als wir anfangen bei jemandem zu Hause zu backen und all unseren Nachbarn zu Weihnachten ein paar Guetzli vorbeizubringen. Vielleicht wollten wir der Frau Hüppli mit den vielen Katzen eine Freude machen, vielleicht war es aber auch ein bisschen eigennützig und nötig, weil wir nicht immer nur die lieben netten Kinder von nebenan waren. Und schliesslich sagte Frau Hüppli immer, man solle gut aufhören. Warum nicht auch das Jahr gut mit den Nachbarn aufhören? Das mit den Guetzli kam gut an und so beschlossen wir das Ganze zu wiederholen und wieder zu wiederholen.

Als wir älter wurden, wurde es zwar etwas komplizierter, wir hatten plötzlich alle überraschend viel zu tun, aber irgendwie wurde das gemeinsame Guetzle eine Tradition und ich glaube bis wir alle so gut zwanzig waren, zogen wir das durch. Furrers waren unterdessen weggezogen und Anna studierte irgendwo in einer Stadt und kam nur noch am Wochenende nach Hause. Aber an das Weihnachtsguetzle kamen sie weiterhin, denn es war eine Tradition.

Vor zwei Monaten war es wieder so weit. Wir trafen uns bei unseren Eltern. Anna war da, die drei Furrers, mein Bruder Jan und ich und Timo. Es fehlte nur Timos Bruder Lars. Natürlich wollten wir wissen, ob er auch komme, aber Timo schüttelte nur traurig den Kopf. Da fiel uns, wohl allen recht überraschend auf, wie müde Timo aussah. „Lars ist im Spital, er hat Leukämie“, murmelte er. Wir waren alle schockiert. Damit hatte niemand gerechnet. „Warum sagst du denn nichts? Wir sitzen hier und backen munter Guetzli und Lars hat Leukämie“, meinte Anna.

„Das bringt doch auch alles nichts“, murmelte Timo. Ich hatte ihn noch nie so bedrückt gesehen, nicht als Leonie Schluss gemacht hatte und auch nicht als er den Numerus Clausus nicht bestand. „Wir können genauso gut Guetzli machen, wenn wir keinen Spender finden, stirbt er.“ „Was braucht es denn für einen Spender? Blut?“, fragte Selina. Timo schüttelte den Kopf. „Blutstammzellen“, antwortete er. „Und du kommst als Spender nicht in Frage“, stellte Nathan Furrer fest. Timo schüttelte den Kopf. „Niemand aus unserer Familie kommt in Frage. Und Cousin Emil traut sich nicht, er hat irgendeinen Bericht über eine Transplantation gelesen, die schief ging für den Spender.“ – „Feigling“, murmelte Nathan. Wir stimmten ihm zu.

„Muss man denn Familienmitglied sein, damit man spenden kann?“, fragte mein Bruder Jan. „Nein, aber Familienmitglieder sind natürlich prädestiniert, die Übereinstimmung muss hoch sein. Die Chance, dass die Stammzellen passen liegt bei Geschwistern etwa bei 25%, bei irgendwelchen Leuten bei eins zu einer Million“. – „Dann können wir uns doch alle abklären lassen?“, schlug Jan vor. „Oder gleich in die Spenderliste eintragen“, warf Anna, ein. „Es gibt ein Spendenregister. Und wenn wir irgendwann in Frage kommen, werden wir aufgeboten, aber das scheint nicht so häufig der Fall zu sein.“

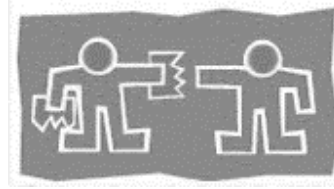


„Und was ist mit diesen Nebenwirkungen, von denen Cousin Emil solche Angst hat?“, fragte Felix. Anna starrte in ihr Natel. „Das rote Kreuz schreibt, dass man sich zuerst in die Datenbank einträgt. Dafür muss man sich ein Wattestäbchen in den Mund halten, das schicken sie einem sogar nach Hause. Wenn man tatsächlich in Frage kommt irgendwann, dann melden sie sich wieder. Es ist ein Eingriff mit Übernachten im Spital. Die transplantieren die Stammzellen aus dem Hüftknochen unter Narkose. Oder, das ist viel häufiger, man bekommt ein Medikament und schwemmt die Stammzellen mit einer Infusion aus dem Blut, kleine Spende sagt man dem, da kann man sogar schon am gleichen Tag wieder zurück. Die Narkose ist dann also das grösste Risiko. Am nächsten Tag kann man nach Hause, aber vielleicht ist man noch ein, zwei Tage krank. Ich finde das hört sich nicht allzu schlimm an.“ Selina und Felix nickten.

„Ich hatte schon zwei Narkosen“, warf Nathan ein. Daran erinnerten wir uns gut, einmal hatte Nathan einen recht wüsten Velounfall gehabt. „Ich auch eine, und eine lokale, als ich die Weisheitszähne ziehen musste“, sagte Anna. Und die anderen begannen ebenfalls an ihren Narkosen herumzudenken. Ich hatte als einzige nur eine lokale, ebenfalls wegen meiner Weisheitszähne. „Und wenn wir uns alle als Spender zur Verfügung stellen, macht Emil vielleicht auch mit“, überlegte ich laut. „Ich meine, vielleicht kommt er ja als Spender gar nicht in Frage, dann kann er sich ja wieder austragen, wenn er unbedingt nur Lars helfen möchte. Aber vielleicht überlegt er es sich wenigstens nochmals.“

Timo lächelte ein wenig. „Ich hoffe, in irgendjemandem von euch stecken die richtigen Gene. Also die richtigen sind eh schon da, offensichtlich, aber solche die für Lars passen.“ Wir waren alle ein bisschen gerührt. „Eigentlich ist das doch klar. Wenn einem von uns irgendwas passieren würde, würden wir uns auch wünschen, dass jemand eine Lunge abgibt oder irgendwie so was. Und Lars ist echt ein feiner Kerl, da können wir doch nicht tatenlos zusehen, wie er einfach so wegstirbt.“ Mein Bruder war echt ein begabter Redner. Wir beschlossen, dieses Jahr die Guetzli am nächsten Tag zu Lars in Spital zu bringen, zum Selberessen und damit er sie an die lieben Pflegeleute und Ärzte verteilen konnte. Timo meinte, da habe er echt Glück gehabt. „Und wenn wir eh schon da sind, können wir uns auch gleich mit diesem Wattestäblitest registrieren“, schlug Selina vor.

Wir teilten uns die Arbeit auf: Mein Bruder und Timo schrieben eine nette Notiz für die Nachbarn (die sich alle schon auf die Guetzli freuten), warum es dieses Jahr keine Guetzli gebe und dass wir alle am nächsten Tag Lars besuchen würden um uns gleichzeitig als Spender einzutragen. Und dann schrieben die beiden noch ein SMS an Emil. Ich war froh, nicht in seiner Haut zu stecken, mein Bruder wandte jeden erdenklichen rhetorischen Kniff an, um an sein Gewissen zu appellieren. Und Anna schrieb ein Mail an das Spital, dass wir gedachten zu sechst aufzukreuzen uns ins Stammzellenregister einzutragen. Anschliessend schrieb sie uns gleich alle als Organspender ein. „Wenn wir schon dabei sind“, sagte sie.

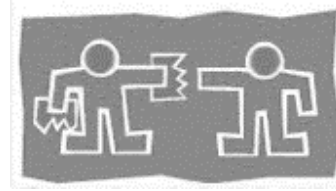


Tags darauf besammelten wir uns, mit Guetzli bepackt, vor dem Eingang zum Spital. Gerade als wir reingehen wollten, tauchte der Sohn von Frau Hüppli auf. „Meine Mutter hat mich heute früh angerufen und gesagt, ich soll vorbeikommen und mitmachen. Sie kann ja selber nicht mehr, sie ist zu alt.“ – „Vielleicht müssen wir für Frau Hüppli doch noch ein paar Guetzli zur Seite legen“, überlegte ich. Die anderen lachten. Timo war bereits da und nickte Hüppli Junior anerkennend zu. „Liebe Grüsse von Lars. Er schläft gerade, aber er freut sich auf die Guetzli“, sagte er. Wir machten uns auf zum Untersuchungsraum, wo uns der Reihe nach ein Wattestäbchen in den Mund gehalten wurde. Der Arzt schmunzelte. „Dieser Lars, der hat ja ganz schön Leute mobilisiert. Heute seid ihr schon die dritten, die sich eintragen wollen in das Spendenregister.“ Wir wollten natürlich wissen, wer denn noch hier gewesen war, aber der Arzt war selbstverständlich der Schweigepflicht unterstellt. Er sagte nur, dass die Untersuchungen laufen würden.

Lars sah ganz klein aus, in diesem merkwürdigen Krankenhausbett. Aber er wachte auf und freute sich sehr über den Besuch und die Guetzli, die er verteilen durfte. Zwei Säckli gab er gleich an Hüppli Junior und Frau Hüppli weiter. Ich musste schmunzeln, es war so typisch Lars.

Eine Woche später betrat ich das Spital alleine, um noch kurz bei Lars vorbei zu schauen. Ein bekanntes Gesicht blitzte mir von seinem Krankbett entgegen. Neben Lars und seiner Mutter sass Emil. Lars lächelte mich an. „Rate mal, wir haben einen Spender gefunden“, sagte er freudestrahlend. „Emil du?“, fragte ich, nachdem ich ausführlich gratuliert hatte. Das waren mal gute Neuigkeiten, so kurz vor Weihnachten. Emil schüttelte den Kopf. „Nein, meine Stammzellen haben nicht gepasst. Aber meine Schwester ist aus Amerika nach Hause gekommen für diese Weihnachten.“ „Sie hat Morgen den Eingriff“, ergänzte Lars Mutter strahlend. Ich freute mich wahnsinnig. „Sind ja schöne Weihnachten, so im Spital“, warf ich augenzwinkernd ein. „Sie erhält ein Bett im Zimmer neben mir, ich hab extra gefragt. Und rate mal, wer mir gerne einen Gefallen tut, weil die Guetzli so fein waren?“, sagte Lars. Ich lachte. Wir hatten einen lustigen Abend, auch wenn man merkte, dass alle ein bisschen nervös waren.

Unterdessen ist Lars auf dem Weg der Besserung. Zum Glück. Timo habe ich auch ein paar Mal gesehen im Spital. Er sieht wieder etwas munterer aus. Und ich? Ich bin gerade auf dem Weg dorthin. Meine Blutstammzellen sind offenbar nützlich. Ich muss aber nur den kleinen Eingriff machen. Das ist wie Blutspenden, geht einfach länger. Ganz traurig bin ich nicht, dass ich um die Narkose herumkomme. Aber vor allem bin ich froh, dass es so einfach ist. Ich teile ein paar Zellen und irgendein Lars kann hoffentlich weiterleben.



Autor unbekannt



Die Blinden und der Elefant **– eine weise Geschichte**

Es waren einmal fünf weise Gelehrte. Sie alle waren blind. Diese Gelehrten wurden von ihrem König auf eine Reise geschickt und sollten herausfinden, was ein Elefant ist. Und so machten sich die Blinden auf die Reise nach Indien. Dort wurden sie von Helfern zu einem Elefanten geführt. Die fünf Gelehrten standen nun um das Tier herum und versuchten, sich durch ertasten ein Bild von dem Elefanten zu machen.

Als sie zurück zu ihrem König kamen, sollten sie ihm nun über den Elefanten berichten. Der erste Weise hatte am Kopf des Tieres gestanden und den Rüssel betastet. Er sprach: „Ein Elefant ist wie ein langer Arm.“ Der zweite Gelehrte hatte das Ohr des Elefanten ertastet und sprach: „Nein, ein Elefant ist vielmehr wie ein grosser Fächer.“ Der dritte Gelehrte sprach: „Aber nein, ein Elefant ist wie eine dicke Säule.“ Er hatte ein Bein des Elefanten berührt. Der vierte Weise sagte: „Also ich finde, ein Elefant ist wie eine kleine Strippe mit ein paar Haaren am Ende“, denn er hatte nur den Schwanz des Elefanten ertastet. Und der fünfte Weise berichtete seinem König: „Also ich sage, ein Elefant ist wie eine riesige Masse, mit Rundungen und ein paar Borsten darauf.“ Dieser Gelehrte hatte den Rumpf des Tieres berührt.

Nach diesen widersprüchlichen Äusserungen fürchteten die Gelehrten den Zorn des Königs, konnten sie sich doch nicht darauf einigen, was ein Elefant wirklich ist. Doch der König lächelte weise: „Ich danke Euch, denn ich weiss nun, was ein Elefant ist: Ein Elefant ist ein Tier mit einem Rüssel, der wie ein langer Arm ist, mit Ohren, die wie Fächer sind, mit Beinen, die wie starke Säulen sind, mit einem Schwanz, der einer kleinen Strippe mit ein paar Haaren daran gleicht und mit einem Rumpf, der wie eine grosse Masse mit Rundungen und ein paar Borsten ist.“

Die Gelehrten senkten beschämt ihren Kopf, nachdem sie erkannten, dass jeder von ihnen nur einen Teil des Elefanten ertastet hatte und sie sich zu schnell damit zufriedengegeben hatten.

Uns entscheiden und Verantwortung tragen



Schwere Entscheidung

von Caroline Schmiede

Viele wunderbare Erinnerungen hingen an dem Bild in Stefans Hand. Darauf war das Lachen der Frau festgehalten, welche ihm einst das Leben geschenkt hatte, seiner Mutter. Er stand direkt neben ihr auf dem Bild. Ihr rechter Arm war um seine Taille gelegt, ihr linker Arm um die Schulter seiner kleinen Schwester. Selbst sein Vater und seine ältere Schwester waren im Foto eingefangen worden. Sie alle lachten von ganzem Herzen. Ein Lachen, welches ihre Gesichter schon lange nicht mehr erhellt hatte. Langsam liess Stefan das Bild sinken und stellte es zurück auf das Nachttischchen neben dem Bett seiner Mutter. Das stete Piepen der Monitore und das schwere Pumpen der Herz-Lungen-Maschine waren die einzigen Geräusche, welche Stefan seit Monaten von seiner Mutter zu hören bekam.

Sie lag nur da. Sie war so dünn geworden. Ihre Wangen eingefallen, ihr Haar dünn wie trockenes Stroh und ihre Lippen dünn wie feine, blasse Linien. Kein Rosa zierte mehr ihr Gesicht, keine Lachfalte, kein Leben. Stefans Mutter war seit nunmehr zwei Monaten für hirntot erklärt worden, was jedoch lediglich Stefan als das wahrzunehmen schien, was es auch tatsächlich hiess: Klinisch gesehen war seine Mutter tot. Ohne die Maschinen, welche ihr Herz zum Schlagen zwangen, würde ihr Körper aufgeben. Ganz im Gegenteil dazu standen sein Vater und seine beiden Schwestern. Sie beteten und hofften, Tag ein Tag aus, dass das, was von ihrer Mutter noch übriggeblieben war, die Maschinen überlisten und zur Selbstständigkeit zurückfinden würde. Doch Stefan sah das anders.

Er hatte bereits oft mit seiner Mutter über eben solche Fälle gesprochen, bei Kaffee-Besuchen in seinem Elternhaus. Sie hatte ihm ihre Sorgen anvertraut bezüglich eines plötzlichen Todes, eines Unfalls oder eines Falls wie diesem hier. Erst hatte auch er sich gegen die Vorstellung einer Patientenverfügung seiner Mutter gewehrt. Sie würde alle lebenserhaltenden Massnahmen beenden. Doch inzwischen verstand er, warum sie eine Patientenverfügung machen wollte. Ihre Pläne eine solche Verfügung aufzusetzen galten nicht dem Beenden ihres eigenen Leids, sondern dem der ganzen Familie. Sie galt dem Beenden der quälenden falschen Hoffnung, jeden Moment könne sich etwas ändern. Leider war sie jedoch nie dazu gekommen, ihm eine solche Verfügung zur Verwahrung zu geben. Stefan wusste nur, dass sie zwei Tage vor ihrem Unfall noch mit ihm darüber gesprochen hatte. „Ich muss das nächste Woche unbedingt in Angriff nehmen.“, hatte sie ihm lächelnd und dennoch mit bestimmtem Ton mitgeteilt. Ja, sie hatte es vorgehabt. Danach war sie für einen Tag zu ihrer Schwester gefahren. Auf ihrem Heimweg hatte der quälende Alptraum für ihn und seine Familie schliesslich begonnen.

Die Türe öffnete sich leise und Stefan seufzte. Sein Vater und seine Schwestern betraten das Krankenzimmer, während er es verliess. Zu dieser Übereinstimmung waren sie nach vielen Streitereien gekommen. Worte wurden schon lange keine mehr gewechselt, nicht seit Stefan ein Verfahren vorgeschlagen hatte eine nachträgliche Patientenverfügung zu erwirken und seine Mutter von ihrem Leid zu erlösen. Niemand ausser er selbst hatte seine Mutter jemals sagen hören, dass sie ein Abschalten der Maschinen einem, wie sie es nannte, „Dahinvegetieren“ vorziehen würde. Niemand schenkte seinen Worten glauben. Nicht einmal seine kleine Schwester Isa, mit welcher er sich normalerweise am besten verstand. Nun warf sie ihm bittere Blicke zu, als wäre all dies seine Schuld.



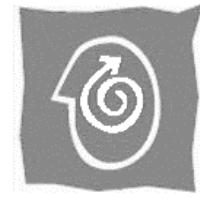
Erneut entwich Stefan ein tiefer, trauriger Seufzer, als er resigniert den Kaffeeautomaten erreichte. Kaffeegeruch stieg ihm in die Nase, während der Automat ein Plastikbecherchen zu füllen begann. Seine Mutter war äusserst sportlich gewesen, hatte sich gesund ernährt und gänzlich auf Alkohol verzichtet. Sie war eine kerngesunde Frau. Wie lange würde ein solcher Körper noch durchhalten? Eine nächtliche Internetrecherche hatte von mehreren Jahren gesprochen, bis nicht einmal mehr die Maschinen den Körper am Leben erhalten konnten. Von dem Menschen, welcher dort gelegen hatte, war kaum noch ein Häufchen Elend geblieben an jenem Punkt. Was, wenn es seiner Mutter ebenso erging? Würden sie sich auch in fünf Jahren noch alle hier im Krankenhaus treffen, sich anschweigen, sich verbitterte Blicke zuwerfen, während Stefan immerzu das Zimmer verliess, wenn der Rest seiner Familie es betrat?

„Stefan?“, fragte eine Frauenstimme neben ihm und er hob den Kopf.

„Tante Shena. Du warst letzte Woche plötzlich fort.“, erwiderte Stefan traurig und dennoch froh, seine Tante zu sehen. Auch ihre Augen zierte tiefe Augenringe. „Der Streit war zu viel für mich, muss ich gestehen, Stefan. Deinen Vater so gegen seinen eigenen Sohn arbeiten zu sehen, tut mir äusserst weh. Abgesehen davon hatte ich etwas zu erledigen“, erklärte sie und zog einen gefalteten Briefumschlag aus ihrer Manteltasche hervor. Er war zugeklebt und es stand Stefans Name darauf.

„Deine Mutter wollte, dass du ihn bekommst. Es tut mir leid, dass ich ihn dir so spät übergebe“, erklärte Shena mit heiserer Stimme und einem Blick in Richtung des Zimmers, wo der Rest der Familie zusammensass. Stefan nahm den Umschlag entgegen. „Öffne ihn im Beisein der ganzen Familie, eines Anwaltes und eines Arztes, Stefan. Es ist ihr letzter Wille“, fügte seine Tante an und drückte mit beiden Händen die seinen, die den Brief umklammerten. „Wir wissen beide, was sie in einer solchen Situation wollte, Stefan. Sie verfasste diesen Brief gemeinsam mit mir, kurz bevor sie ...“, ihre Stimme brach ab und eine Träne entwich ihren Augen. Stefan drückte seine Tante fest an sich, um ihren Kummer zu teilen. Und dennoch machte sich ein wenig Erleichterung in ihm breit. In seinen Händen hielt er tatsächlich eine Patientenverfügung. Die letzten Worte seiner Mutter. Und sie waren an ihn gerichtet.

- Wie wird sich Stefan entscheiden, nun da er die Wahl hat die Verfügung zu öffnen?
- Wie wird der Rest der Familie reagieren?
- Wird Stefan den Willen seiner Mutter über eine mögliche Versöhnung mit seiner Familie stellen?
- Wird die Familie der Mutter ihre Entscheidung übelnehmen?
- Wie hättet Ihr in Stefans Situation reagiert?
- ...



von Twist



Ungeeignet

Wir haben das ein paarmal diskutiert. Sicher schon seit einem halben Jahr. Nicht nur beim Feierabendbier. Und wir haben gehofft, dass es besser wird. Wir haben uns konkrete Strategien überlegt, damit sich das ändert. Wir haben in beiläufigen Gesprächen auf die Thematik hingewiesen. Wir haben bei den Einzelbesprechungen konkret Wünsche nach einer klaren Formulierung geäußert. Alle vier. Wir haben beim Teamleiter nachgefragt, wie das bei uns aussieht. Die Antwort war, wenig überraschend. „Ja, das müsste man mal anschauen“. Man. Der muss ganz schön viel und macht nichts. Weil man nicht delegiert wurde. Wir wären zu viert. Jeder von uns würde sich darum kümmern, könnte sich darum kümmern, der Teamleiter müsste einfach jemandem den Auftrag geben. Aber dieser Teamleiter hat Angst vor Entscheidungen. Eine Packung Reissnägeln zu organisieren ist schon ein mehrstündiges Projekt, und erst den Geschirrspüler auszuräumen. Dafür ist die Teamleitung zu teuer.

Er ist übrigens der einzige Teamleiter, der so denkt. Wir sind ein kleiner Betrieb. Hier müssen alle viel machen, damit es funktioniert. Auch mal den Geschirrspüler ausräumen. Aber wir trinken ja auch alle Kaffee, also ist es auch angebracht, dass wir uns darum kümmern. Besonders, wenn der Hauswart wieder über längere Zeit krank ist. Nur nicht für unseren Teamleiter. Wie ist der überhaupt an diese Stelle gekommen? Warum hat die Geschäftsleiterin jemanden eingestellt, der sich bei jeder einzelnen anfallenden Entscheidung in einer Ecke verkriecht, wochenlang nicht herauskommt und am Ende keine Lösung liefert, weil die Entscheidung Konsequenzen haben könnte?

Keine Entscheidung ist auch eine Entscheidung. In den Wochenberichten steht dann bei unserem Team so ungefähr, wir haben uns neue Stifte angeschafft. Während in den anderen beiden Teams Projekte angegangen und realisiert werden.

Aber jetzt reicht es! Wir haben uns entschieden, dass wir uns nicht länger darüber ärgern wollen, dass es nicht besser wird. Wir haben uns entschieden zu handeln. Die Frage ist schon, warum wir überhaupt etwas machen sollen, dem Betrieb sind wir am Ende ja egal. Und wenn wir etwas sagen, wie wird sich das auf die Stimmung im Team auswirken? Es wird sicher nicht angenehm. Für unseren Teamleiter nicht und für uns auch nicht. Aber andererseits, wenn nichts geht, stellt sich dann schon die Frage, wozu man jeden Tag aufsteht. Und ein demotiviertes Team kommt nicht vom Fleck. Und das ist ja dann auch nicht gut für die Firma.

Darum machen wir jetzt etwas. Wir gehen Ende Monat zur Geschäftsleiterin. Wir schreiben im Moment Situationen auf, in denen unser Teamleiter sich nicht entscheiden kann. Wahrscheinlich wird die Stimmung zwischen uns und dem Teamleiter nicht besser. Vielleicht gibt es eine neue Teamleitung, das wäre für uns vier sicher das Beste. Vielleicht gibt es ein Gespräch und eine Chance und unser Teamleiter fängt endlich an, sich zu entscheiden. Vielleicht wird die Geschäftsleiterin den Teamleiter verteidigen. Vielleicht ändert sich gar nichts. In den letzten zwei Fällen werden wir uns nach neuen Jobs umschauen. Alle vier.



Natürlich ist es kein schönes Gefühl zu wissen, dass man jetzt jemanden verpfeift. Aber es ist nicht so, dass dieser Teamleiter von uns als ein schlechter Mensch empfunden wird, er ist einfach die falsche Person für diese Stelle. Leiten heisst entscheiden. Und wir stören uns alle an demselben Problem, an der mangelnden Entscheidungsfreude.

Darum haben wir uns jetzt entschieden, etwas zu sagen. Es wird bestimmt nicht angenehm werden. Nicht für uns. Nicht für die Geschäftsleiterin, die hat diesen Teamleiter ja ausgesucht. Nicht für unseren Teamleiter. Aber da müssen wir durch. Wenn wir nichts machen, ändert sich nichts.

Freude suchen und weitergeben



von Alimento



Künste teilen

Clara ist seit acht Jahren auf den Rollstuhl angewiesen. Sie verlor das Gespür für ihre Beine nach einem Unfall im Alter von 14 Jahren, als sie beim Klettern von einem Baum gefallen war. In der Schule war dies nie ein Hindernis gewesen, denn mit ihrem sonnigen Gemüt fand sie immer schnell Freunde, die ihr halfen, wann immer es nötig gewesen war, und sonst ganz normal mit ihr spielten. So hatte sich Clara, dank ihrem Umfeld, relativ schnell daran gewöhnt, nicht mehr laufen zu können.

Seit sie die Schule jedoch abgeschlossen und sich mit einem Onlineshop selbständig gemacht hatte, brach der Kontakt zu ihren Schulfreunden mehrheitlich ab. Tag für Tag sass Clara zu Hause herum und malte. Ihr einziges Hobby, das sie zum Beruf gemacht hatte. Zumindest mehr oder weniger. Viel warf der Verkauf ihrer Bilder nicht ab, sodass sie noch immer bei ihren Eltern wohnte, doch tat es ihr gut zu malen. Ausserdem vermochte sie nicht ihren Traumberuf Tierpflegerin auszuüben, ja nicht mal zu erlernen. Mit all ihren Mitteln versuchte Clara ihre Bilder im Internet zu verkaufen. Sie erstellte eine Website, verbreitete ihr Projekt über die sozialen Medien, ja selbst an Flohmärkten versuchte sie ihre Bilder an den Mann und an die Frau zu bringen. Ihre Eltern unterstützten sie, wo sie nur konnten, fuhren sie zu Ausstellungen, Märkten, Seminaren zum Thema „Gestaltung einer Website“ und noch vieles mehr. Dennoch fielen Claras Einnahmen so karg aus, dass diese gerade so die Kosten für Farbe und Leinwände deckten.

Eines Abends geschah jedoch etwas gänzlich Unerwartetes. Clara erhielt eine E-Mail von einem gewissen Herrn Langenthal, der in seiner Nachricht sein Interesse an ihren Bildern und an ihr als Künstlerin zum Ausdruck brachte. Er erkundigte sich nach einem Termin, sie diesbezüglich zu treffen, was sie nicht ganz ohne Zweifel annahm. Zwei Tage darauf traf sie den Herren in ihrem kleinen Atelier, wo sie die meisten ihrer Bilder aufbewahrte und sich zum Malen zurückzog. Sie hatte noch immer ihren Zweifel, trotz ihres Rollstuhls als Künstlerin ernst genommen zu werden, als Herr Langenthal eintrat. Er war ein wenig älter, trug einen Hut und führte einen Gehstock mit sich.

Er fragte sie freundlich nach ihrem Namen und ob sie die Künstlerin sei, welche er kontaktiert hätte. Clara bejahte und fragte ihn, ob er einen Kaffee wollte. „Sehr gerne“, erwiderte er und legte seinen Hut und Mantel ab. Clara machte ihm eine Tasse Kaffee, reichte sie ihm und machte sich selbst auch eine. Dann gesellte sich zu ihm an den Tisch. Schliesslich fragte sie: „Interessieren Sie sich für ein bestimmtes Bild?“ „Oh, ganz und gar nicht“, erwiderte Herr Langenthal, was Clara verwirrte. „Ich interessiere mich dafür, sie besser zu vermarkten. Als ich gesehen habe, zu welchem Preis Sie Ihre Bilder anbieten, dünkte mich dies eine enorme Verschwendung!“ Diese Antwort warf in Klara noch mehr Fragen auf.

„Sie haben sehr viel Talent“, fuhr der ältere Herr fort und trank einen Schluck aus seiner Tasse. „Ich bewege mich seit meiner Jugend in der Kunstwelt und kenne einige äusserst gute und interessierte Kuratoren, welche bestimmt grosse Freude daran finden würden, Ihre Bilder auszustellen.“ Clara fehlten die Worte. Einer ihrer grössten Träume war es, eine Ausstellung mit ihren Bildern zu gestalten. „Aber, was ist mit meinem Rollstuhl? Ich kann mich kaum bewegen, wie soll ich da eine Ausstellung organisieren, Herr Langenthal?“



Der Mann lachte leise: „Aber meine Liebe. Sie brauchen doch nicht Ihre Beine, um Ihren Kopf zu benutzen, oder täusche ich mich? Ihre Hand malt diese wundervollen Bilder, trotz des Rollstuhls.“

Wo er Recht hatte ... Dennoch ...

„Die meisten Gebäude sind aber noch immer nicht rollstuhlfreundlich umgebaut. Das erschwert ein Hineinkommen für mich ungemein“, sagte Clara unsicher.

„Das ist doch kein Problem. Ich helfe Ihnen sehr gerne dabei und sonst finden wir jemanden, der mit anpackt. Es ist äusserst wichtig, dass die Käufer sehen, wer die Bilder gemalt hat. Niemand wird weil sie im Rollstuhl sitzen Anstoss nehmen“, erklärte Herr Langenthal und schob ihre Bedenken einfach beiseite.

Wenige Monate darauf eröffnete Clara ihre erste Probeausstellung in einer kleinen Galerie in der Altstadt, um abzuwägen, wie viele Interessenten es denn für ihre Gemälde gab. Schnell war klar, dass die Galerie zu klein und der Kreis der Interessenten viel grösser war, als vorerst angenommen. Die Einladungen waren mit lediglich einem Bild versehen gewesen, doch hatte sich diese kleine Ausstellung in Künstlerkreisen herumgesprochen, was den Rahmen sprengte. Nach diesem herausragenden Erfolg arbeiteten Clara und Herr Langenthal an weiteren Ausstellungen, was die junge Frau bald zu einer kleinen Berühmtheit in der Kunstszene machte.



Abenteuer im Abteil

nach Arkadi Timofejewitsch Awertschenko

Der Schnellzug raste von Zürich HB nach Mailand. Im zweithintersten Wagen, in einem Abteil, das mit einer Tür vom Gang abgetrennt werden kann, sass der Beamte des Steueramtes Rolf Gerber mit seiner jungen, schlanken Frau Sina. Ihnen gegenüber lehnte der Geschäftsreisende Herr Schmid und las ein humoristisches Blatt. Die Passagiere sprachen kein Wort.

„Mein Gott, wie langweilig!“, bemerkte die junge Frau und gähnte. „Hör doch auf!“, rief ihr der Mann zu. „Du steckst doch alle an!“ Und unwillkürlich gähnte er auch. Dann wandte er sich seinem Gegenüber zu und sagte: „Nicht wahr, mein Herr, ist es nicht ein wenig ermüdend?“ Der Geschäftsreisende legte die Zeitung zur Seite, schaute Gerber an und sprach bedächtig: „Ja, lustig ist es nicht. Wenn man im Zug sitzen muss, beginnt es langweilig zu werden. Was für eine Haltestelle war das?“ Der Beamte wischte den Dunst vom Fenster und nannte irgendeinen Namen. „Ach, ist das eine langweilige Fahrt!“, rief indes seine Frau. „Hör doch auf“, sagte Gerber. „Deshalb kommen wir auch nicht rascher an.“ Eine Weile später fuhr der Zug in einen Bahnhof ein und blieb stehen.

Gleich darauf trat ein Herr ins Abteil. Er grüsste die Passagiere höflich, warf seine Tasche auf die Ablage und sagte zu Gerber: „Ist hier noch frei?“ Gerber murmelte etwas, aber Sina schaute den Unbekannten an, und da er ein eleganter Mann war, bemerkte sie lächelnd: „Ja, nehmen sie nur Platz.“ Der Geschäftsreisende Herr Schmid war mit dem Auftreten des neuen Passagiers keineswegs zufrieden. Leise sagte er: „Das haben wir nötig, jetzt wird es noch enger in unserem Abteil!“ Der Fremde sprach kein Wort, nahm eine Zeitung aus der Tasche und vertiefte sich in seine Lektüre. Im Wagen trat Stille ein. Man hörte nur das Rattern der Räder.

Die junge Frau Sina kreuzte ein Bein über das andere, nahm den Hut herunter, damit man ihre schönen blonden Haare sehen konnte, dehnte und streckte sich und rief: „Wir müssen noch zwei Stunden fahren!“ – „Ach ja“, sagte ihr Mann. „Das Reisen ist eintönig.“ Der Geschäftsreisende nickte. „Stimmt! Und dabei ist es ein ziemlich teures Vergnügen.“ „Und so wenig unterhaltend!“, rief Sina und blickte den Fremden an. Der Unbekannte fing ihren Blick auf, legte die Zeitung zur Seite und lachte: „Die Herrschaften langweilen sich? Wissen Sie, woher das kommt? Weil die Menschen nicht so sind, wie sie sich zeigen.“

Herr Schmid rief beleidigt: „Was heisst das? Was wollen Sie damit sagen, Herr? Ich als intelligenter Mensch ...“ Der Fremde unterbrach ihn. „Und wer sind Sie zum Beispiel?“ „Ich? Geschäftsreisender! Mein Name ist Schmid. Ich vertrete die Krimbel u. Co., eine Versicherung erster Güte.“ Der Fremde lachte hellauf. „Ich habe gewusst, dass Sie die Unwahrheit sagen werden. Weshalb lügen Sie Ihre Mitreisenden an? Weshalb behaupten Sie, dass Sie Geschäftsreisender sind? Sie sind doch der Kardinal Giuseppe am päpstlichen Hof! Mein Herr, Ihr Inkognito ist entlarvt!“ Herr Schmid schaute den Sprecher erschreckt an. „Was? Ich ein päpstlicher Kardinal? Sie irren sich!“ Aber der Fremde sagte energisch: „Jawohl, Sie sind der Kardinal Giuseppe! Spielen Sie keine Komödie! Ich weiss, dass Sie eine der einflussreichsten Persönlichkeiten der Gegenwart sind. Man hat mir erzählt, dass ...“ Der Geschäftsreisende sprang auf und rief wütend: „Herr, lassen Sie diese dummen Spässe! Was erlauben Sie sich eigentlich?“



Der Unbekannte stand gleichfalls auf, legte seine Hand auf die Schulter des Reisenden und sagte in einem Ton, der keinen Widerspruch erlaubte: „Mich werden Sie nicht zum Narren halten. Statt dummer Gespräche erzählen Sie mir lieber etwas vom Vatikan, von den Sitten, die am päpstlichen Hofe herrschen!“ Der Reisende wich entsetzt zurück und rief: „Was wollen Sie von mir? Lassen Sie mich in Ruhe!“ Der Unbekannte trat auf ihn zu und rief drohend: „Nicht schreien – hier ist eine Dame anwesend!“ Dann flüsterte er Herrn Schmid ganz leise ins Ohr: „Spielen sie mit, das wird lustig!“ und sprach laut, so dass es alle verstehen konnten: „Heraus mit der Wahrheit! Ich vertrage keine Komödie!“ Herr Schmid stand und stammelte: „Was wollen Sie von mir? Ich bin Reisender der Versicherung Krimbel u. Co.“ – „Du lügst!“ bemerkte der Fremde. „Du bist der Kardinal Giuseppe!“

Gerber flüsterte: „Sagen Sie ihm, dass Sie ein Kardinal sind – das kostet doch nichts!“ Herr Schmid schüttelte verzweifelt den Kopf. „Aber ich bin doch kein Kardinal!“ Da trat Gerber auf den Fremden zu und sagte mit wehmütigem Lächeln: „Seinen Zügen nach zu urteilen, sieht er einem Kardinal ähnlich. Sicher reist er in geheimer Mission!“ Und sich zu Herr Schmid wendend, rief er leise: „Hol's der Teufel, sagen Sie ihm doch, dass Sie ein Kardinal sind!“ Der Geschäftsreisende nickte schweigend mit dem Kopfe und sagte verzweifelt: „Gut: Ich bin ein Kardinal!“ Der Unbekannte bemerkte triumphierend: „Sehen Sie? Was habe ich gesagt? Die Menschen sind nicht so, wie sie erscheinen!“ Herr Schmid brach auf seinem Platz zusammen und sass wie ein Häufchen Unglück da.

Der Unbekannte wandte sich nun an Gerber und sagte liebenswürdig: „Ich begreife nicht, wie Ihre reizende Frau mit diesen wunderschönen blonden Haaren und den schlanken Beinen sich langweilen kann, wenn sie die Ehefrau einer so berühmten Persönlichkeit ist!“ – „Welcher berühmten Persönlichkeit?“, fragte der Steuerbeamte unruhig. Der Unbekannte schaute ihn scharf an und sagte: „Sie sind doch der berühmte Sänger Anselmi von der Mailänder Scala, der beste Bariton der Welt! Singen Sie uns etwas vor, Maestro!“ Gerber blickte den Sprecher geistesabwesend an und rief: „Herr, das ist ein Irrtum! Ich kann gar nicht singen. Ich habe eine kleine, kreischende Stimme!“ Der Fremde lachte wild auf: „Ha, ha! Die Bescheidenheit der grossen Talente – lassen Sie das! Singen Sie!“

Gerber sang so falsch, wie noch nie im Leben: „An den Ufern des Mexiko Rivers.“ – „So!“, rief der Fremde. „Jetzt habe ich die Maske von diesen zwei Herren gerissen. Der eine erwies sich als Kardinal, der zweite als Bariton. Lüge auf Schritt und Tritt! Die Lüge begleitet uns von der Wiege an, wir atmen sie ein und tragen sie mit uns!“

Dann wandte er sich an Sina und rief: „Meine Gnädige, Sie sind doch ein Model von Victoria's Secret! Unter Ihrem Mantel befindet sich der schönste Körper der Welt. Streifen Sie doch Ihre Jacke ab! – Ihr Mann wird doch nichts dagegen haben?“ Gerber sagte stammelnd: „Nein, ich habe nichts dagegen – ich liebe ihre Schönheit!“ Sina erhob sich und sagte „Kardinal, wenden Sie sich ab, das ist nichts für päpstliche Angestellte!“ Sie streifte die Jacke ab, so dass man ihre schneeweissen, runden Schultern sehen konnte. „Nicht wahr, ich bin hübsch?“, bemerkte sie zu dem Fremden.



Plötzlich verlangsamte der Zug das Tempo, denn er näherte sich Chiasso. Der Fremde stand auf, nahm seine Tasche und sagte zu dem Beamten und zu dem Geschäftsreisenden: „Meine Herren, in wenigen Sekunden steige ich aus. Auf Wiedersehen schöne Frau.“

Der Unbekannte verliess das Abteil. Die drei Reisenden sassen erstarrt da. Plötzlich öffnete sich leise die Tür, eine Hand warf einen Zettel in den Wagen und verschwand. Der Beamte hob den Zettel auf, schaute ihn an und las dann vor: „Meine Herrschaften, gestehen Sie, dass Sie sich nicht gelangweilt haben. Diese originelle Methode verjagt die Langeweile und zeigt die Menschen in ihrer wahren Gestalt. Wir waren vier im Abteil: Ein Trottel, ein Feigling, eine mutige Frau und ein Spassmacher – die Seele der Gesellschaft!“

Die drei Passagiere sprachen erst kein Wort und sahen einander an, danach sprachen sie bis Mailand über nichts anderes mehr. – Die Langeweile war vorbei; der Zug ratterte weiter.

Sorge tragen zur Natur und allem Leben



Mein Fussabdruck auf der Erde

von Twist

Meine Freunde sagen wieder einmal „typisch“ und „selber schuld“. Meine Freunde haben recht. Ich mach das nie wieder, ehrlich.

Ich sass vor einigen Tagen mit ein paar alten Freunden aus Schulzeiten in einer Bar. Wir hatten uns lange nicht mehr gesehen und es war spannend herauszufinden, was aus uns allen geworden ist. Einer ist Müllmann, eine ist Anwältin, einige sind Büroгummis, eine ist Lehrerin, zwei sind Mamis, eine ist Archäologin, einer ist Senior-Consult-Irgendwas und einer ist Öko-Fritz. Ich bin einer dieser Büroгummis. Der Abend war ganz lustig und ich wollte mir gerade ein Bier bestellen, als neben mir tatsächlich jemand Einspruch erhob. Dieser Öko-Fritz, witzigerweise heisst er tatsächlich Fritz, was ihm schon immer mehr Spitznamen bescherte wie dem Rest der Klasse zusammen. Also Öko-Fritz erhob gegen mein Bier Einspruch. Der Barmensch zuckte die Schultern und trollte sich und ich drehte mich genervt um. Fritz war ja auch Biertrinker und sowieso, ich war zu Fuss da, warum also musste er mir das jetzt abschwatzen. „Nimm ein anderes Bier“, sagte Fritz. „Warum?“, fragte ich und verstand die Welt nicht mehr. Es folgte ein Vortrag über Energie, welche unnötigerweise investiert wurde, um mein Bier drei Tage lang gekühlt von A nach B zu bringen und Produkte aus der Nähe blablabla. Ich beschloss schliesslich, auf mein Lieblingsbier zu verzichten und liess mich von Fritz einladen. Ich meine, wenschon, dennschon.

Leider hörte damit die Diskussion noch lange nicht auf. Fritz, offenbar erst gerade in Fahrt gekommen, begann mich über mein Leben auszufragen. Wie ich wohne, wie oft ich fliege, was ich und wie viel davon ich esse, wie viel PET-Flaschen ich täglich benütze. Es waren ziemlich viele Fragen und ich mit den einen oder anderen Antworten echt überfordert. Fritz warf mir am Ende an den Kopf, dass, wenn alle Menschen so leben würden wie ich, es dreieinhalb Erden brauchen würden und dabei ist nicht mal die Energie, welche ich beim Job benötige, eingerechnet. Für mein „Zum Glück machen das nicht alle Menschen“, erntete ich böse Blicke und von der Archäologin kam ein „Und in diese Welt willst du jetzt also ein Kind stellen? Schönes Vorbild.“ Das machte mich wütend. Das Kind war erst angedacht, wir recycelten ja Glas und PET und alles andere und ich fuhr jeden Tag mit dem Fahrrad zur Arbeit und besass kein Auto. Wir konnten eins von den Schwiegereltern borgen, wenn wir tatsächlich mal Bedarf hatten. „Das ist ein Anfang, ja“, sagte der Öko-Fritz. „Aber du fliegst jährlich zweimal in die Ferien und zurück, das ist schon mal gar nicht gut. Und dein Fleischkonsum ist auch übertrieben, auch wenn du nicht gerne Fisch magst. Und dein PET, jedenfalls das im Ausland, dreimal darfst du raten, in welchem Gewässer das wahrscheinlich landet. Und dann braucht es etwa fünfhundert Jahre, bis es abgebaut ist“. Ich wurde also einmal abgestempelt als Umweltsünder. Viel Beistand von den anderen kam nicht, die einen schauten unauffällig weg und taten so, als wären sie total unbeteiligt, die waren wohl froh, dass ich das Öko-Fritz-Opfer war und nicht sie selber, und die Archäologin und der Müllmann waren im Team Fritz. Es stellte sich heraus, dass der Müllmann irgendwann genug hatte von all dem Essen, dass er täglich in seinen Lastwagen beförderte. Er kauft jetzt nur noch bei Ladenschluss die heruntergesetzten Produkte oder Dinge aus der Region und sein Zmittag aus einem Rest-Ess-Laden. (Was er mir verschwieг, der Laden war direkt um die Ecke seines Lastwagenparkplatzes). Und viel Reisen könne er sowieso nicht, er habe Flugangst. Und die Archäologin, das war so ein ewiger Hippie. Ich jedenfalls stand am Pranger und es gefiel mir gar nicht da, so schlecht kümmerte ich mich ja wirklich nicht um meine Umwelt. Und warum ausgerechnet ich jetzt schuld daran war, dass diese Welt vor die Hunde ging, sah ich echt nicht ein.



Ich überlegte, ob ich mir bei den anderen Unterstützung organisieren sollte, indem ich jemand anderen anschwärzte, der es auch nicht besser machte. Aber irgendwie, wir waren ja jetzt alle erwachsen und so weiter. Ausserdem hatten sie ja eigentlich recht, ich war verglichen mit den anderen dreien tatsächlich nicht besonders nachhaltig unterwegs und grusligerweise hängt bei dieser Erde ja immer alles irgendwie zusammen. Und dann kam, was ich, wie gesagt, bestimmt nie mehr mache. Ich wettete. Ich wettete um ein Abendessen in einem richtig schicken Restaurant darum, dass ich ein Jahr kein Fleisch essen würde und somit meinen Fussabdruck zu verkleinern versuchte. Immerhin handelte ich aus, dass ich, falls ich zu Gast sein sollte und es Fleisch geben würde, davon essen dürfte. Der Plan war gut, aber dummerweise filmte mich der Öko-Fritz, als ich offiziell zur Wette einschlug und postete mein Versprechen gleich auf meinem Social-Media-Profil. Sodass auch gleich alle informiert seien, erklärte er. „Für meinen künftigen Sohn tue ich doch alles“, murmelte ich und erntete tatsächlich von einer Mami und der Lehrerin einen entsetzten Blick. Gerade noch rechtzeitig fügte ich hinzu. „Und für die zukünftige Tochter natürlich auch.“

Das Jahr ist inzwischen um. Das mit dem Fleisch war dann doch keine so grosse Sache, viele Mittagsmenus sind sowieso fleischlos und mein Zmorge auch und beim Znacht musste ich mich zwar ab und zu zusammenreissen, aber es klappte nicht schlecht. Geholfen hat mir sicher, dass meine Freundin beschlossen hat mitzumachen. Und der sehr schlechte Sommer. Es war meistens nass und lud nicht besonders zu den berüchtigten Grillabenden ein. Und an Weihnachten gab es dann trotzdem Braten. Meine Mutter hat keinen Social-Media-Account und meine Brüder, die beide die Geschichte sehr komisch fanden, haben es ihr wohl nicht ausreden können. „Es ist Weihnachten, es gibt Braten, ich hab dem Schwein beim Wachsen zugesehen und euer Vater ist in den Ferien auf dem Hof aushelfen gegangen.“ Damit war die Diskussion beendet.

Wir essen unterdessen wieder gelegentlich Fleisch, aber oft auch einfach nicht. Manchmal fragt jemand, wie lange meine Wette eigentlich noch andauere, manchmal kommt ein fauler Spruch. Wir haben auch unsere Flugreisen reduziert auf einmal pro Jahr. So viel länger braucht der Zug dann doch nicht von hier bis in die Ferien, wenn man die Zeit von Tür zu Tür rechnet. Der Öko-Fritz hat meinen Fussabdruck auf gut zwei Welten verringert. Und beim Abendessen im Schloss (das irgendein Label für nachhaltig und regionales Essen hatte) gab's dann übrigens Menu Surprise für mich. Die grösste Überraschung war, dass drei der schweigenden Klassenkameraden sich ebenfalls an der Wette beteiligt haben, sie haben sich eben auch betroffen gefühlt.

Der Öko-Fritz hat schon recht damit, dass wir uns anfangen müssen zu überlegen, was wir der nächsten Generation eigentlich überlassen wollen. Von unseren Eltern haben wir den Atommüll geerbt und damit können wir noch immer nicht umgehen. Und von uns kommt? Der Atommüll, der schwimmende Plastikkontinent, die geschmolzenen Pole, die Erdrutsche dank aufgetautem Permafrost und andere Naturkatastrophen. Wir müssen diese Welt dringend zurück auf Kurs bringen. Wir müssen uns ändern.

Der Müllmann zitierte passend dazu die Ärzte: „Es ist nicht deine Schuld, dass die Welt ist wie sie ist. Es ist nur deine Schuld, wenn sie so bleibt.“



Zitat

von Alanis Obomsawin

„Erst wenn der letzte Baum gerodet, der letzte Fluss vergiftet, der letzte Fisch gefangen ist, werdet Ihr merken, dass man Geld nicht essen kann.“

Fragen zum Zitat:

Fleischesser aufgepasst: Viel Regenwald wird zur Produktion von Soja gerodet, 95% des weltweit erzeugten Sojas wird zur Fleischproduktion verwendet.

- Schaust du auf Qualitätslabels beim Einkauf auf den Produktionsort /-standard?
- Bist du bereit hohe Preise zu bezahlen, um Schweizer Fleisch einzukaufen? Wenn ja wieso?
- Schaust du auch im Restaurant oder beim Imbissstand auf die Fleischherkunft?
- In welchen Situationen ist es dir egal, woher das Fleisch kommt?

Du bist Vegetarier / Veganer? Fragen an dich:

- Wieso braucht es Artikel mit vielen Zusatzstoffen, die wie Salami, Schnitzel oder Chicken Nuggets aussehen und schmecken?
- Lange Transportwege schaden der Natur besonders. Kaufst du nur saisonale und regionale Produkte ein?
- Wo machst du Abstriche beim Umweltschutz, wenn es ums Essen geht?
- Woher kommen dein Gemüse, deine Früchte, Pilze und Sprossen?
- In welchen Situationen ist es dir egal, woher die Zutaten kommen?

Welche aktuellen Themen im Bereich Umweltschutz belasten dich, machen dir gar Angst?

- Kannst du etwas dagegen tun?
- Kannst du mit Hilfe von anderen etwas dagegen tun?
- Wirst du etwas dagegen tun oder sollen dies andere machen?
Beispielthemen: Bienensterben, Mikroplastik, Antibiotika, Hormone, Monokulturen, Überfischung, Atomkraft, Klimawandel

Viele gebildete Menschen tendieren dazu, keinen eigenen Nachwuchs mehr zu zeugen, da dieser in eine kaputte Welt geboren würde.

- Haben unsere Kinder noch eine Chance auf ein schönes Leben?
- Wie stehst du zum Thema „Keine Kinder als aktiver Umweltschutz“?
- Die Politik stellt Umweltthemen zeitlich oft zurück. Kann das, was die Generationen vor unserer an Umweltschutz vermasselt haben, von den kommenden Generationen überhaupt noch ausgebadet werden?

Schwierigkeiten mit Zuversicht begegnen



Der kleine Henry

Autor unbekannt

geändert durch Alimento

Henry ist dreieinhalb Jahre alt und erklimmt mit seinen kleinen Füßen, Tritt für Tritt, die Treppe ins Obergeschoss des Einfamilienhauses. Dort steht er vor der Entscheidung, ob das linke oder das rechte Zimmer das begehrenswertere ist. Was der kleine Henry nicht weiss ist, dass im rechten Raum nur Ramsch liegt und der Boiler untergebracht ist. Links hingegen ist Mamas und Papas Schlafzimmer, viel interessanter. Der kleine Henry geht nach links – denn im Zweifelsfall sagt ihm sein Instinkt immer geh nach links – und Welch ein Glück, der Raum ist offen, sodass Henry ungehindert hineingehen kann. Niemand da. Blaues Licht erleuchtet das Zimmer, manchmal verschwindet es und erscheint dann wieder. Tolles Blau. An der Wand hängen Fotos von Mama und Papa und einem winzigen Etwas. Ist das etwa Baby Henry? Unmöglich, denn Henry ist ja viel grösser als das, was da auf dem Bild zu sehen ist. Henry wird erst Jahre später das Konzept von Zeit kennenlernen. Noch ist das Hier und Jetzt Henrys einzige Realität. Neue Dinge erkunden, Mamas auf dem Boden liegende Hosen anprobieren, so muss das Leben als Erwachsener sein, denkt sich Henry Welch beneidenswerter Enthusiasmus von Henry!

Eine Frau erscheint hinter Henry – Hose noch an – und nimmt ihn in die Arme. Der kleine Henry kennt die Frau nicht, er beginnt zu weinen. Aber auch nur kurz, denn die Frau lacht mit ganz grossen Augen und so will Henry nun auch mit ganz grossen Augen lachen. Sie trägt ein blaues Etwas unter einem noch blauerem Etwas, das weisse Etwas auf dem Kopf steht ihr. Mit seinem Kopf fest an ihrer Brust, geht die Frau die Treppen runter. Im Erdgeschoss liegt Mama am Boden, sie schläft mit offenen Augen. „Heyyyyy wie geht's, kleiner Mann?“, ruft Papa, Arme hinter dem Rücken, Henry zu. Drei Männer in denselben Blaus wie die Frau in Blau. So viel Blau. Henry freut sich über Papas Ruf und lacht, doch die Frau in Blau verdeckt mit ihrer Hand Henrys Augen, alles schwarz. Sie verlassen das Haus, draussen ist es kalt und zwischen den Fingern der Hand der unbekanntes Frau sieht der kleine Henry überall blaues, blinkendes Licht. So schön.

Er muss jetzt stark sein, grosse Veränderungen stehen an, welche der Kleine Henry erst später begreifen wird. Er hört Autotüren zuknallen und dann eine Ruhe. So einschüchternd, dass er beginnt zu weinen. Die Frau in Blau drückt ihn fest an sich, damit er aufhört zu weinen, dann fährt das Auto los.

Was ist geschehen?

Wie geht es mit Henry weiter?

Wie wird es Henry ergehen, wenn man ihm sagt, was passiert ist? Jetzt und/oder in 5 Jahren?

Wie sollte man es Henry sagen?



von Squirrel

Meine Mutter

Meine Mutter betreibt einen kleinen Verein für Erwachsenenbildung. Sie bietet von Sprachkursen, über Museumsführungen bis hin zu Computerkursen ein breites Spektrum an Wissen an. Der Verein ermöglichte ihr ein kleines eigenständiges Einkommen.

Mit der Zeit jedoch wurden die Kurse immer weniger besucht. Oftmals war die Konkurrenz der grossen Kursanbietern schuld, im Bereich der Computerkurse war es so, dass die Kundschaft immer besser mit den Geräten umgehen konnten und keine zusätzliche Schulung mehr benötigte. Das Geschäft mit der Bildung stagnierte.

Meine Mutter beschloss den Sekretariatsjob, den sie bisher im Verein innehatte, neu zu besetzen. Für eine Vollzeitstelle reichten die Arbeit und die Einkünfte nicht mehr aus. Sie suchte sich jemanden, der an zwei bis drei Morgen das Büro besetzten, die Kurse vorbereitete und die Administration führte. Dies klappte zu Beginn ganz gut. Meine Mutter konnte eine Stelle in einem Altersheim annehmen und musste nur noch ab und zu die Geschäfte des Vereines einsehen.

Nach einem guten Jahr der Schock, der Angestellte hatte im vergangenen halben Jahr Kurse nicht ordentlich besetzt, Lehrer verärgert und keine Geldgeber mehr gesucht. Viele wichtige Entscheidungen wurden nicht mit meiner Mutter besprochen. Dies führte soweit, dass ein Konkurs des Vereins kaum mehr abzuwenden war.

Bei einem Mittagessen mit mir und meinem Bruder sprach sie ihre Probleme an. Der Verein sei bankrott, an die Wand gefahren, ohne dass sie es mitbekommen hätte. Wir beide fragten bei ihr nach, wie dies sein könne, denn sie sei ja bei den Finanzangelegenheiten mit im Boot. Wie sich herausstellte, kamen die ganzen finanziellen Forderungen auf einen Schlag und nun rächten sich die nicht vollen Kurse, die fehlenden Lehrer und Geldgeber.

Gemeinsam mit ihr versuchten wir Lösungen zu finden. Der einfachste Weg wäre, den Verein bei Konkurs aufzulösen, das, was noch irgendeinen Wert hat, zu veräussern und die ganze Sache zu begraben. Meine Mutter gehört jedoch zu den Personen, die kämpfen. Sie gibt nicht so schnell auf. Sie wollte eine sinnvolle Beschäftigung für die Zeit, wenn sie in Rente gehen muss. Sie mochte die Arbeit im Büro, den Kontakt zu den Kursbesuchern und schliesslich war der Verein ihr Baby.

Auf die meine und meines Bruders Unterstützung konnte sie zählen. Gemeinsam mit dem Vereinspräsidium schaute sie, welche Möglichkeiten ihr noch blieben. Die Entlassung des jetzigen Angestellten war unumgänglich und auch eine Erleichterung für meine Mutter, auch wenn sie nun zwei Berufe gleichzeitig ausüben musste. Nun hatte sie das Tagesgeschäft des Vereins wieder fest in ihren Händen und konnte neue finanzielle Mittel, Kursleiter und Sponsoren organisieren.

Mein Bruder half ihr beim Aufbau einer neuen Infrastruktur, bei der Vereinfachung von Abläufen und beim Rechnungswesen. Ich übernahm den handwerklichen Teil: Ich malte die Wände neu, baute Räume um und unterstützte sie in der Abwicklung von Kursplanungen.



Es war ein hartes halbes Jahr für meine Mutter. Sie reduzierte ihr Stellenpensum im Altersheim um 10%, um mehr Zeit in den Verein investieren zu können. So verzichtete sie auf viel Geld und freie Zeit, auf Ausspannung und Erholung. Jede Minute hatte sie in ihr Baby investiert, um es am Leben zu halten. Meine Mutter stand am Morgen auf, ging für die Kursräume frischen Kaffeeahm einkaufen, saugte und putzte die Räume und ging anschliessend zehn Stunden im Altersheim ihrer ordentlichen Tätigkeit nach. Sie setzte sich immer wieder mit uns zusammen und suchte nach neuen Lösungen und Verbesserungen. Sie gibt nicht auf.

Jetzt dauert es noch drei Jahre bis zu ihrer Pension. Drei Jahre, die sie in zwei Berufen arbeiten muss, um über die Runden zu kommen und ihren Verein am Leben zu halten. Drei Jahre, gewillt jeden Tag weiterzumachen, egal was das Schicksal ihr entgegenwirft. Drei Jahre, ...

Meine Mutter, eine wahre Kämpferin.

Methodensammlung

Wir haben hier Methoden, die sich für G&V-Aktivitäten eignen, sowie eine Literaturliste, wo sich zum heutigen Stand weitere Ideen finden lassen, zusammengetragen. Die Methoden können je nach Stufe angepasst werden.

Nachtwanderung mit Ende bei Sonnenaufgang

Wie geht das: Selbsterklärend

Material: Kartenmaterial, Fackeln, Taschenlampen, Leuchtgamaschen, Leuchtwesten, Verpflegung

Material TN: Gute Schuhe, Getränke

Vorbereitung: Sonnenaufgang abklären, Wanderung unbedingt rekognoszieren, am Abend vorher Wettervorhersagen genau studieren

Vorsicht: Geht nur bei klarem Wetter

Stufe: Wolfstufe, Pfadistufe, Piostufe, Roverstufe

Abgabe Versprechensabzeichen in feierlichem Kontext

Wie geht das: Z. B.: Lagerfeuer, an Jahresausklang/Waldweihnacht, Chlaus, am Anfang/Ende einer Aktivität von der Abteilungsleitung/Stufenleitung übergeben und mit Ruf „applaudieren“, direkt beim Versprechen

Material: Versprechensabzeichen

Material TN: -

Vorbereitung: Wenn das Versprechen im Lager abgelegt wird, müssen genügend viele Abzeichen im Voraus bestellt werden.

Vorsicht: -

Stufe: Wolfstufe, Pfadistufe, Piostufe, Roverstufe

Denkanstoss am Lagerfeuer mit gleichzeitiger Tätigkeit der Hände

Wie geht das: Die TN können schnitzen, malen, weben, kneten, knüpfen, kleistern, etc. Sie setzen sich dazu auseinander und denken über vorgegebene Themen in Ruhe nach.

Material: Je nach Tätigkeit, vorbereitete Themen

Material TN: Ev. Sitzgelegenheit

Vorbereitung: Je nach Material

Vorsicht: Nicht im Dunkeln schnitzen, bei der Wolfsstufe eher kurz halten

Stufe: Wolfstufe, Pfadistufe, Piostufe, Roverstufe

Rollenspiele Gesetze

Wie geht das: Die TN erhalten einen einzelnen Gesetzespunkt und Zeit, um ein Theater vorzubereiten. Der Gesetzespunkt kann auch pantomimisch dargestellt werden und die anderen TN müssen raten, um welchen es geht.

Material: Gesetzespunkte

Material TN: -

Vorbereitung: -

Vorsicht: Theater sind schnell sehr lustig

Stufe: Wolfstufe, Pfadistufe, Piostufe, Roverstufe

Gotti/Götti

Wie geht das: Ältere TN erzählen jüngeren TN, wie sie das Pfadigesetz bis jetzt erlebt haben. Eventuell kann beim Versprechengotti/-götti das Versprechen abgelegt werden. Gotti/Götti kann je nach Stufe als Diskussionspartner und zusätzliche Anlaufstelle dienen.

Material: Pfadigesetz als Gedankenstütze

Material TN: -

Vorbereitung: Welche TN kommen als Gotti/Götti in Frage

Vorsicht: -

Stufe: Wolfstufe, Pfadistufe, Piostufe, Roverstufe

Pfadigesetzbingo

Wie geht das: In einem Lager kann ein Bingo gespielt werden. Alle TN erhalten einen Zettel mit allen Gesetzespunkten des Pfadigesetzes. Jedes Mal, wenn sie einen Gesetzespunkt erleben, können sie die Situation beschreiben und den Punkt abstreichen. Wer zuerst Bingo hat, darf das Feuer machen (oder eine andere nicht unbedingt „Schöggeli-Belohnung“).

Material: Pfadigesetz für alle TN

Material TN: Schreibzeug

Vorbereitung: -

Vorsicht: Damit die TN das Bingo nicht vergessen, regelmässig darauf hinweisen

Stufe: Pfadistufe, Piostufe, Roverstufe

Kerzenweg

Wie geht das: Die TN schlendern zu zweit (oder alleine) einem Kerzenweg nach und finden unterwegs verschiedene Fragen zu einzelnen Themen, die sie diskutieren können.

Material: Kerzen, Gläsli o. ä. Fragen, Gedankenanstörungen

Material TN:

Vorbereitung: Kerzen verteilen

Vorsicht: Wölfe zu zweit losschicken und die Posten in Sichtweite aufstellen, Posten durch Leitende betreuen

Stufe: Wolfstufe, Pfadistufe, Piostufe, Roverstufe

Singsonggeschichte

Wie geht das: Ein geleiteter Singsong am Lagerfeuer zu einem bestimmten Thema (zum Beispiel Umwelt, Reisen, Freunde), bei dem die Lieder in eine Geschichte eingebettet sind.

Material: Vorbereitete Geschichte

Material TN: Singbuch

Vorbereitung: Feuer

Vorsicht:

Stufe: Wolfstufe, Pfadistufe, Piostufe, Roverstufe

Tagesabschluss

Wie geht das: TN erleben einen Tagesabschluss, z. B. ein Lied, oder bereiten in Gruppen selber einen Tagesabschluss vor

Material: -

Material TN: Singbuch

Vorbereitung: -

Vorsicht: Wenn die TN selber einen Tagesabschluss vorbereiten, müssen sie genügend Zeit bekommen, erfahrungsgemäss dauern fünf Minuten häufig fünfzehn. Wölfe sollten bei dieser Aufgabe von einer Leitperson unterstützt werden.

Stufe: Wolfstufe, Pfadistufe, Piostufe, Roverstufe

Stille Diskussion

Wie geht das: Die TN dürfen nicht mehr reden, auf dem Tisch liegt Packpapier zur Unterhaltung.

Material: Packpapier

Material TN: gute Stifte

Vorbereitung: Packpapier auslegen

Vorsicht: -

Stufe: Pfadistufe, Piostufe, Roverstufe

Weitere Literatur

Weitere Geschichten

- Baden-Powell, Robert: Pfadfinder (scouting for boys, 1908), Hrsg.: PBS, 15. Auflage, 1995.
- Bucay, Jorge: Komm, ich erzähl dir eine Geschichte, 2008.
- Hansen, Walter: Der Wolf der nie schläft. 1992. (BiPi Abschiedsbriefe)
- <http://www.kinder-und-friedenslieder.de/>
- <https://www.lichtkreis.at/>
- PBS/VKP: ... und sie verstanden einander ... 1994.
- PBS: Am Abend brennt das Lagerfeuer, 2008.
<https://www.scout.ch/de/verband/downloads/programm/schwerpunkte/animation-spirituelle/>

Weitere Methodenvorschläge

Der Verband Katholischer Pfadi VKP setzt sich intensiv mit der Pfadi-Beziehung zur eigenen Persönlichkeit und zum Spirituellen auseinander und stellt Hilfsmittel für AniSpi zur Verfügung. Auch die PBS hat bei einigen mitgewirkt:

- <http://www.vkp.ch>
- VKP: Animation Spirituelle in der Pfadi, 2017.
- VKP: Tischservice, 2008
- VKP: Guten Morgen ... Gute Nacht ..., 2012
http://www.vkp.ch/download/Geschichten_GutenMorgen_GuteNacht.pdf
- PBS: Animation Spirituelle: Gesetz und Versprechen, 1995
- PBS: Animation Spirituelle 2: Stille Momente und Sonntage im Lager, 1996
- PBS: Animation Spirituelle 3: Waldweihnacht, 1996
- PBS: Animation Spirituelle 4: Pfingsten, 1996
- PBS: Animation Spirituelle 5: Karfreitag, Ostern, Auffahrt, 2000
- PBS, VKP: Roverwache Landkarte, 2008

Ich will auch eine Geschichte beitragen!

Ich habe auch eine gute Geschichte, die zu dieser Sammlung passen würde:

Juhu! Schick uns doch ein Mail an [lagerfeuer geschichten\[at\]pbs.ch](mailto:lagerfeuer geschichten[at]pbs.ch). Wir setzen uns gerne wieder zusammen, diskutieren deine Geschichte und nehmen sie, mit «nachträglich hinzugefügt» gekennzeichnet, in die Sammlung auf, wenn sie passt.

Schlusswort

Das Beste kommt ja bekanntlich am Schluss. In unserem Fall bedeutet das, all jenen Leuten zu danken, die uns in irgendeiner Art und Weise unterstützt haben. Wir bedanken uns also bei:

Briggeler, Favola, Lennon und **Pamina** für Hinweise, Anregungen und Unterstützung von Seiten Pfadibewegung Schweiz

Blitz, Lane, Lovis, Nadia und **Strombi** fürs Ideen liefern

Pelé vom VKP fürs nochmals Gegenlesen und all die Inputs

Barbara und **Caroline** fürs Korrekturlesen

Arisca, Blitz, Caroline, Chaja, Kirk, Lazana, Onda, Shy, Smart und **Stilz** für die tollen Beiträge

Fäger und **Tropfä** für die Verpflegung und fürs Aushalten

und natürlich bei unserer Ticketbetreuerin **Yabba** für die vielen, vielen Inputs und Korrekturen und für sowieso alles.

M.E.R.C.I. mercimercimercimerci!

Mis Bescht, Allzeit Bereit, Zäme Wyter, Bewusst Handeln

Alimento, Squirrel und Twist

Quellen / Verweise / Copyright

Wir danken für die Nutzung / Lizenz folgender Texte:

„dene wos guet geit“

aus: Mani Matter: Us emene lääre Gygechaschte ©2011 Zytglogge Verlag

Der Grossvater und sein Enkel – Eine weise Geschichte

Autor: Lew Tolstoi

Der kleine Henry

Autor unbekannt, geändert durch Alimento

Die Blinden und der Elefant – Eine weise Geschichte

Fabel: Autor unbekannt

Die Fabel von den Fröschen

Autor unbekannt, geändert durch Alimento

Die Wende

Autor unbekannt, geändert durch Alimento

Shoppen unter Freundinnen

Autor unbekannt, geändert durch Alimento

Alle abgedruckten **Inhalte** unterstehen mindestens der Creative Commons Lizenz:



Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International

Alle verwendeten **Symbole des Pfadigesetzes** sowie die **Stufensymbole** sind Eigentum der Pfadibewegung Schweiz (PBS) und wurden mit deren Genehmigung verwendet.

„**Thama**“ ist eine Figur der Stufengeschichte der Wolfsstufe der PBS und wurde mit deren Genehmigung verwendet.

Die **Bilder** zu den Wolfsstufen-Gesetzespunkten sind lizenzfreie Clip-Arts.

Personen in den einzelnen Geschichten sind frei erfunden und beziehen sich nicht auf tatsächlich lebende oder verstorbene Personen.

Kontakt: lagerfeuergeschichten[at]pbs.ch

Impressum

Onlinebroschüre

Lagerfeuergeschichten für Gesetz & Versprechen

Redaktion

Andrea Lustenberger / Twist, Cinzia Peruzzi / Yabba, Fabian Halter / Squirrel,
Jean-Luc Georgy / Alimento, Michael Weber / Pélé
22. Gilwellstamm

Autoren

Caroline Schmiege, Smart, Onda, Lazana, Blitz, Chaja, Kirk, Shy, Stilz,
Arisca, Twist, Alimento und Squirrel

Illustration:

Alimento und Squirrel

Layout

Squirrel

Druck (Vorab-)

Twist

Auflage

Online

Ausgabe

2019